

## Yokohama — Januar bis Ende März 1920 — Heimreise und Ankunft in Deutschland Ende Mai 1920

Nach einigen Tagen des Ausruhens und der Wiederanknüpfung an mein früheres Leben in der Freiheit, nach Besuchen bei Freunden und Bekannten, die viel von mir hören wollten und mir Wissenswertes über die eigenen Erlebnisse der letzten Jahre erzählten, mußten nun allmählich klare Pläne für die nächste Zukunft gefaßt werden.

Das letzte Transportschiff, auf dem der Stab von Tsingtau mit den Nachzüglern aus der Kriegsgefangenschaft und vielen deutschen Familien, die unterstützungsbedürftig waren und auf Reichskosten nach Hause befördert wurden, sollte Ende März von Kobe abfahren. Ich meldete mich zur Teilnahme an dieser Reise und beschloß, auch meine beiden Kinder, nämlich meinen eigenen Sohn und Petra Hagmann, die Pflegetochter, mitzunehmen, um sie in Deutschland erziehen zu lassen. In Japan hätten die beiden halbjapanischen Kinder bei der großen Abneigung der Japaner gegen solchen Nachwuchs wenig Aussicht auf eine gute Schul- und Berufsausbildung gehabt. Ich wußte, daß ich hinsichtlich der kleinen Petra damit einen Herzenswunsch ihres Vaters erfüllen würde. Ein Bruder meines Freundes Gustav Hagmann, Regierungsrat am Patentamt in Berlin und obendrein noch kinderlos, hatte es hartnäckig abgelehnt, das Kind zu sich zu nehmen. Mein älterer Bruder Wilhelm, Studienrat in Hirschberg, erklärte sich hierzu ohne weiteres bereit, und ebenso selbstverständlich übernahm mein jüngerer Bruder Adolf, Studienrat in Hamburg, die Erziehung meines eigenen Sohns. So sollten beide Kinder mit mir die große Seereise antreten.

Beim Wiedereinleben in Yokohama und dem Ordnen meiner Verhältnisse fand ich freundliche Unterstützung, besonders seitens meines alten Freundes Paul Schmidt in Tokyo, der bis Ende 1916 sein ganzes Lager an optischen Instrumenten u. dgl. gut verkauft hatte und nun nach einer Periode völliger Untätigkeit mit dem ersten japanischen Dampfer, einer alten Frachtkiste, schleunigst nach Deutschland reisen wollte, um die Verbindung mit seinen Lieferanten wieder aufzunehmen. Als

gutunterrichteter Mann der Wirtschaft konnte er mich vortrefflich beraten.

Japan hatte im Dezember 1919 den deutschen Residenten wieder die Postfreiheit zugestanden und den Postverkehr mit Deutschland eröffnet. Wir konnten daher endlich wieder Briefe mit zu Hause wechseln. Ich nahm sofort mit meinen Klienten in der Heimat Fühlung. Wichtig war für mich das Ordnen meiner Finanzlage.

Auf Grund einer Kaiserlichen Verordnung war in Auswirkung des Versailler Vertrags das ganze deutsche Privatvermögen im Lande zunächst "unter Verwaltung" gestellt worden, was in Wirklichkeit aber Beschlagnahme und Liquidation, also Versteigerung oder freihändigen Verkauf der Besitzgüter bedeutete. Nach anfänglichen übereifrigen bürokratischen Feststellungen des Eigentums, die bis zum Abzählen von Kleidern und Taschentüchern gingen, begnügte man sich schließlich mit der Sperrung aller Bankguthaben und Wertpapiere sowie mit der Versteigerung von Grundstücken und Baulichkeiten, ging aber im ganzen rücksichtsvoll und langsam vor, und zum Unterschied von den scharfen Verfügungen der Alliierten gegen deutsches Privateigentum verstand sich Japan zu wirklich nachsichtiger Handhabung seiner diesbezüglichen Maßnahmen. Guthaben bis zu Yen 10.000.— wurden ohne weiteres freigegeben, und von den überschießenden Beträgen, die sich bei der Liquidation ergeben würden, sollten 50% unmittelbar an die deutschen Besitzer zurückgegeben werden. Die restierenden 50% wurden einbehalten. Daraus sollten Vorkriegsforderungen japanischer Gläubiger aus Handel und Verkehr mit Deutschland, die wegen Kriegsausbruchs nicht hatten erfüllt werden können, gedeckt werden. Auch hiervon sollte jedoch ein etwa verbleibender Saldo des Liquidationserlöses nachträglich zurückvergütet werden. Das war im ganzen ein mildes Vorgehen. Mich selbst berührten die Verfügungen insofern recht unangenehm, als mir von meinem Bankguthaben monatlich nur Yen 200.— zur Verfügung gestellt wurden, zudem mein schönes europäisches Haus in Yokohama-Negishi sowie mein daneben liegendes japanisches Haus beschlagnahmt worden waren und demnächst zwangsversteigert werden sollten. Verhandlungen mit der japanischen Provinzialregierung, dem Kencho, hatten dank guter früherer Beziehungen zu einzelnen Beamten den Erfolg, daß ich mein Anwesen gegen Erstattung des amtlichen Schätzwerts aus der "Verwaltung" freikaufen durfte. Der Grundbesitz war

nun aber gegenüber der Vorkriegszeit auf über das Doppelte im Wert gestiegen, und ich stand vor der Schwierigkeit, den doppelten Preis meines übrigens noch gar nicht voll bezahlten Hauses, das ich erst im Juli 1914 erworben hatte, an die Liquidationskasse zu zahlen. Hierzu reichte aber mein Bargeldvermögen nicht aus, und ich mußte die Hilfe meines guten Freundes Paul Schmidt gegen hypothekarische Sicherheit in Anspruch nehmen, da meine japanische Bank einen Kredit entschieden ablehnte. So gelang also das Wunder, daß mir als einem der ganz wenigen Deutschen gestattet wurde, mein eigenes Haus zurückzukaufen. Ich hatte wochenlang viele Laufereien und Verhandlungen deswegen, aber es machte mir Vergnügen, zwischen Tokyo und Yokohama hin- und herzureisen und das im Krieg erstaunlich entwickelte Wirtschaftsleben im Lande zu beobachten. Japan hatte sich trotz vieler Bemühungen der Alliierten aus dem Kriege herausgehalten, war durch Belieferung der kriegführenden Mächte, besonders Rußlands, reich geworden und hatte einen merklichen Aufschwung seiner Industrie erlebt. Der Menschenstrom in der Hauptstraße Tokyos, der Ginza, hatte enorm zugenommen. Es gab sogar einen richtigen Autoverkehr, von dem vor dem Krieg kaum die Rede gewesen war.

Die Japaner waren bestrebt, ohne Rücksicht auf die Reparationsmaßnahmen der Regierung den Handelsverkehr mit den deutschen Firmen so rasch wie möglich wieder aufzunehmen. Sie waren begierig, geheimnisvolle Errungenschaften unsrer Kriegstechnik kennenzulernen, und japanische Kommissionen reisten nach Deutschland, um am Ort und Stelle mit der deutschen Industrie Fühlung zu nehmen. Ebenso traten die japanischen Industriewerke und Handelsfirmen, die früher mit den deutschen Agenturen in Tokyo/Yokohama Geschäfte gemacht hatten, an sie heran, um das eigne Wirtschaftsleben der neuen Situation schnellstens anzupassen. Der Vorteil, den die damals schon erhebliche Entwertung der Mark bei Käufen in Deutschland bot, wurde ausgenutzt, so daß sich überall Ansätze eines wiedererwachten Handelsverkehrs mit uns zeigten. Ich fand die deutsche Kaufmannschaft in durchaus hoffnungsvoller Stimmung vor, und die Aussichten, wieder wie vor 1914 als Anwalt in Yokohama zu wirken, schienen mir recht günstig zu sein. Von japanischer Seite hatte ich keinerlei Beschränkungen für meine Arbeit zu befürchten. Ich wurde im Gegenteil bei allen Berührungen mit japanischen Behörden sehr freundlich aufgenommen.

Ich mietete mir vorläufig nur zwei kleine Räume in dem selben Hause, in dem ich schon vor dem Krieg mein Büro gehabt hatte. Alle meine Bücher und Akten wurden aus meinem Privathaus dorthin geschafft, und ich mußte, was mir anfangs gar nicht willkommen war, mit meinem Klienten viel und ohne Hilfe korrespondieren. Die jetzigen Büroräume hatte ich schon seit Januar 1914 allein bewohnt, nachdem mein dreijähriger Kontrakt mit den englischen Partnern abgelaufen und auf Wunsch von Heath nicht erneuert worden war. Mit dem früheren Seniorpartner Crosse in Kobe hatte ich auch danach noch gute Beziehungen unterhalten. Crosse war 1916 in Kobe gestorben und Heath, den ich nach meiner Rückkehr in Yokohama wieder sah, wollte von gemeinsamer Arbeit nichts wissen, weil er bald nach Australien zurückkehren wollte.

Trotz recht beschränkter Finanzmittel nahm ich meine Arbeit frohgemut wieder auf. Während des bevorstehenden Heimaturlaubs würde mich mein japanischer deutschsprechender Mitarbeiter Iizuka vertreten, der zu seinem und meinem Glück die letzten Kriegsjahre dazu benutzt hatte, nach mehrmaligem Anlauf das schwierige japanische Rechtsanwaltsexamen als Extraneer abzulegen. Er war ängstlich und pedantisch von Natur, aber mit Hilfe von zwei Übersetzern und gründlichen Weisungen, die ich von Deutschland aus fortlaufend geben würde, hoffte ich, die Karre wieder einigermaßen in Bewegung zu setzen. Ich hatte gleich wieder viel Arbeit mit den deutschen Agenturfirmen, die in schwierigen Fragen des Liquidationsverfahrens meinen juristischen Rat einholten. Mein Freund und Nachbar Holzberger, der mein kleines japanisches Haus in Negishi gemietet hatte, führte nach dem Heimgang von Grete Hagmann meine Kasse. Von dem durch sie während der ersten beiden Kriegsjahre erarbeiteten schönen Überschuß war fast nichts mehr übriggeblieben und der Banksaldo noch nicht freigegeben, aber ich verlor den Mut nicht und wand mich durch.

So schienen die Aussichten für die Wiederaufnahme meiner Arbeit durchaus günstig, und ich vermochte ohne größere Sorgen in die Zukunft zu blicken. In den ersten Wochen der Wiederanknüpfung an die Vergangenheit und des Sichzurechtfindens in den neuen Verhältnissen, über die ich hier kurz und nüchtern berichtet habe, blieb als Unterton das wundersame Gefühl in mir lebendig, dem praktischen Leben zurückgegeben worden zu sein. Was die Bewegungsfreiheit für den Menschen bedeutet, der man sich als selbstverständliche Voraussetzung

sonst gar nicht bewußt wird, ging mir tatächlich von neuem auf. Ich empfand sie etwa so wie der Häftling, der aus dem Gefängnis entlassen wird oder der Mönch, der aus der Klosterzelle in die Freiheit zurückkehrt, und ich sah das ganze Leben mit andern klareren Blicken an. Ich fühlte mich wie ein von langer Krankheit Genesener, der die Berührung mit der Umwelt empfindsam und tief erlebt. Alles im Leben wurde mir neu geschenkt. In rosigem Morgenlicht lag es vor mir.

Bald entwickelte sich auch wieder ein geselliger Verkehr, meistens in meinem eigenen Haus. Immer mußte ich von Tsingtau und der Kriegsgefangenschaft erzählen. Ich wohnte damals eigentlich nur als freundlich aufgenommener Gast im eigenen Hause, das seit zwei Jahren an Herrn Splittgerber von der Mayer-Firma vermietet war. Ich hatte ihn früher nur flüchtig gekannt, jetzt lernte ich ihn als sehr umgänglichen und angenehmen Mitbewohner kennen. Meine Kinder und die zwei kleinen Söhne Holzbergers kamen oft zum Besuch. Dann mußte ich immer vom Kriege erzählen, den Waffenrock anlegen und den kostbaren Helm mit dem deutschen Adler aufsetzen, und sie amüsierten sich darüber, daß ich nach meiner Gewohnheit mit Kindern immer japanisch sprach. —

Mein Flügel war gut gestimmt und klang herrlich, und alle lauschten mit Hingebung, wenn ich ihnen meine Gesänge aus der Kriegsgefangenschaft vortrug.

Im Klub Germania fand ein großer Empfang für die heimgekehrten Kriegsgefangenen statt, eingeleitet durch ein Konzert, bei dem die deutsche Sängerin von der Musikakademie, Frau Hanka Petzold (von Geburt Norwegerin und Schwester des Komponisten Schjelderup), zusammen mit dem vorzüglichen Geigenvirtuosen Prof. Kron einzelne meiner Lieder vortrug, die lebhaften Anklang fanden. Ebenso beifällig wurden einige meiner im Volksliedton gehaltenen Lieder, von dem stimmbegabten jungen Fräulein Lenchen Weinberger gesungen, aufgenommen. Auch Festreden wurden geschwungen, und es wurde ein echt deutscher stimmungsvoller Abend.

Am stärksten wirkte nach der langen klösterlichen Abgeschlossenheit in rein männlicher Umgebung auf mich die Begegnung mit dem weiblichen Geschlecht. Wie Vogelgezwitscher und Engelsgesang erklangen meinem akustisch empfindsamen Ohr die Stimmen der Frauen. Oft hörte ich gar nicht auf das, was sie sagten, ich lauchte nur dem Klang ihrer Stimme und ließ mich davon bezaubern. Das war eine einzigartige

Erfahrung. So muß das Neugeborene die kosende Stimme der Mutter empfinden. Die Begegnung mit Frauen machte das Herz warm, ohne es zu verwirren. Nur um so stärker wurde die geheime Sehnsucht zur fernen Geliebten lebendig. Noch von Kurume aus hatte ich meiner alten Freundin Dora-Maria, der Witwe des zwei Jahre zuvor verstorbenen Freundes Ostwald, die Ehe angetragen und bald nach der Rückkehr nach Yokohama ihr Jawort erhalten. Ein Glücksgefühl ohnegleichen beseelte mich seitdem. Es überstrahlte die Wochen vor der Heimfahrt, die mir nach elf Jahren nicht allein das Wiedersehen mit der Heimat und den Angehörigen, sondern darüber hinaus dem unruhig wogenden Herzen die Einkehr in seine endlich gefundene Heimat in einem glücklichen Liebesbund schenken sollte. —

Die Zurüstungen für die Heimfahrt waren Ende März beendet, und ich fuhr mit den Kindern, der japanischen Mutter von Petra, Frau Amemiya, sowie Fräulein Krämer nach Kobe, wo uns der Dampfer "Nankai Maru" erwartete. Am 25. März 1920 gingen wir an Bord und sahen uns auf dem Schiff zuerst nach unsrer Unterkunft um. Der Dampfer war ursprünglich für den Pferdetransport bestimmt gewesen und für Passagiere umgebaut worden. In den geräumigen Decks waren bis tief in den Bauch des Schiffes hinein sehr einfache aus Holz zusammengesetzte Kabinen für je 2-4 Passagiere eingerichtet, die nichts weiter als einen Stuhl und ein leidlich brauchbares Bett für jeden vorsahen. Fräulein Krämer, "die eiserne Jungfrau", wie ich sie nannte, hatte wegen der schon heranreifenden Petra dafür gesorgt, daß meine beiden Kinder mit Dr. Mohr und Frau in der meinem Raum zunächstliegenden Kabine untergebracht wurden.

Das etwa im 3. unteren Stock gelegene Deck war in der ganzen Breite des Schiffes mit solchen Unterkunftsräumen versehen. Der große Innenraum sollte als Eß- und Aufenthaltsraum dienen. Lange Tische und Bänke standen herum, auch für die Seereise recht ungeeignete Wiener Kaffeehausstühle, die unter einem schweren Manneskörper und beim Rollen des Schiffes leicht zerbrachen und schon nach zwei Wochen fast alle über Bord geflogen waren. Eisern Wendeltreppen führten vom Promenadendeck in die Tiefe zu uns. Man mußte sie vorsichtig passieren, weil es aus heißen Dampfrohren überall tröpfelte. Der Dampfer machte also durchaus nicht den Eindruck eines behaglichen Passagierschiffs, aber wir suchten das Beste daraus

zu machen und achteten wenig auf die kümmerliche Ausstattung. Viele Familien aus Yokohama, die ich alle gut kannte, waren an Bord, weitere kamen in Kobe hinzu, und durch die vielen Kinder war schon von Japan aus der Dampfer stark besetzt.

Gegen Mittag lichtete die "Nankai Maru" die Anker. Kobe lag mit seinen sich den Hügel aufwärts erstreckenden Wohnhäusern und den im Hintergrunde aufragenden Bergen im schönsten Sonnenschein vor uns, als das Schiff sich langsam vom Pier löste. Petras Mutter weinte und winkte uns mit Fräulein Krämer noch lange nach. Eine ansehnliche Schar deutscher Landsleute rief uns Abschiedsworte nach.

Unser 10.000 t Dampfer hatte eine japanische Besatzung von etwa 30-40 Mann. Dienstpersonal war nicht vorgesehen. Wir hatten für Verpflegung und alles andre selbst zu sorgen. Für das Deck, auf dem ich untergebracht war, übernahm unser bewährter Oberzahlmeister Böhme von der Marine, der schon in Kurume unsre Offiziersmesse geleitet hatte, die Küche. Furage war sehr ausreichend in den tiefsten Tiefen des Dampfers vorhanden, und jeder mußte als Lastenträger ran. Auch zum Kartoffelschälen wurden wir reihum angestellt. Meine Kinder halfen dabei.

Wir hatten nicht weniger als rund 250 Kinder an Bord! Am schlimmsten dran waren die Mütter mit kleinen Kindern. Ich sehe sie noch, gefolgt von den Kleinen, mit einem Eimer voll Wäsche an Deck gehen, um die flüchtig durchgewaschenen Sachen in einer windigen Ecke des Schiffs aufzuhängen. Dieser Selbstbetrieb ließ uns während der ersten Tage garnicht zur Ruhe kommen. Selbstverständlich standen die Männer den kinderreichen Frauen bei. Erst gegen Mittag kamen wir dazu, uns auf dem obersten Deck in einer Art Deckstuhl auszuruhen und den Anblick des Meers zu genießen, aber das Schreien und Toben der Kinder auf dem Promenadendeck war sehr störend.

Unser nächstes Ziel war Tsingtau. Wir fuhren nicht durch die Inlandsee zwischen Shikoku, Kyushu und der Hauptinsel hindurch, sondern hielten uns südwestlich, und etwa am vierten Tag waren wir in unserm alten Hafen Tsingtau, wo wir einen ganzen Tag Aufenthalt hatten. Wir machten einen Ausflug in die nun in japanischen Händen befindliche Stadt und in unser Kampfgebiet. Die Infanteriewerke waren eingeebnet, nur das I-Werk III, wo der japanische Durchbruch erfolgt war, wurde von den Japanern als Sehenswürdigkeit im alten Zustand belassen. Die Japaner hatten deutsche Geschäftsinhaber in der

Kolonie ruhig weiterarbeiten lassen.

Einige Stunden vor der Weiterfahrt kamen von Tientsin und Peking die ehemaligen Kriegsgefangenen sowie andere deutsche Familien mit einer nicht zu knappen Zahl von Kindern an Bord. Manche Mütter wurden von treuen chinesischen Köchen und boys zum Schiff begleitet, von denen manche, was ich in Japan nicht sah, tränenden Auges von ihrer Herrschaft Abschied nahmen. Nun war der Dampfer vollbesetzt. Die letzten freien Räume wurden bezogen. Die Enge nahm beänstigende Formen an. Schon auf dem eigenen Deck wimmelte es von Menschen. Die neu Hinzugekommenen verursachten viel Unruhe, ehe sie gesettled waren und sich einlebten. Unser Gouverneur Meyer-Waldeck mit Frau, der Chef des Stabs Kpt. Saxer, der die Oberleitung des Transports in die Hand nahm und viel zu tun hatte, die Wünsche der Mitfahrenden zu befriedigen, wohnten mit einigen höheren Offizieren des Stabs auf dem obersten Deck. Hier erschienen auch der sehr nette japanische Kapitän und seine Offiziere, wenn sie die Runde machten. Deutsche Matrosen zeigten sich überall äußerst hilfreich gegen Frauen und Kinder und taten was sie konnten, um ihnen zur Hand zu gehen. Manche Mutter war in geradezu verzweifelter Lage, wenn ihre Kleinen seekrank wurden. Ein Arzt war übrigens nicht an Bord, Arzneien und andre Hilfsmittel standen natürlich zur Verfügung. Die Verpflegung war einfach, aber recht gut und wohlschmeckend, wofür gerade bei uns der treffliche Herr Böhme sorgte. Jedes Deck mit seinen etwa 100-200 Köpfen hatte einen eigenen Verwalter.

Die Enge und armselige Unterkunft bedrückten mich garnicht. Ich konnte lesen und schreiben — Bücher waren ausreichend mitgenommen worden — konnte mich mit meinen Kindern beschäftigen, auch auf dem Promenadendeck spazieren gehen, wo man sich an der Kopf an Kopf lagernden Menge vorsichtig vorbeischlängeln mußte. Doch die Seefahrt war und blieb ein Hochgenuß. Sie war äußerst ruhig. Der Blick weidete sich an dem unendlichen blauen Meer, das unsre recht geräuschlose Maschine durchfurchte, und immer überkam mich das wundersame Gefühl der Freiheit nach der langen Gebundenheit im Lager. Darum konnte auch keine Nervosität oder Kopfbenommenheit wegen Überfüllung des Dampfers aufkommen, der Schlaf an Bord war bei der leisen Schiffsbewegung kräftig und ruhig.

Der Dampfer hatte es nicht eilig. Wir fuhren nur etwa 11



Knoten in der Stunde und brauchten gegen drei Wochen, bis wir unsern ersten Hafen, die Insel Sabang an der Nordspitze Sumatras, zu Niederl.-Indien gehörig, anliefen. Wir sollten zwei volle Tage auf dieser herrlichen tropischen Insel bleiben. Die Holländer waren außerordentlich liebenswürdig und taten alles, uns den Aufenthalt angenehm zu gestalten. Ich konnte mit meinen Kindern im "Berghotel", hoch über der Stadt gelegen, wohnen und damit der Übernahme von Kohlen an Bord entgehen. Die holländische Marine stellte uns ein großes Motorboot zur Fahrt um die Insel herum und durch den Hafen bis zur vorgelagerten Quarantänestation auf einer winzigen Tropeninsel zur Verfügung. Die tiefblaue sehr ruhige See, die verschwenderische Fülle von Palmen und endlich eine erstaunliche Menge von seltsamen bunten Fischen im flachen Wasser vor der Quarantäneinsel bereiteten uns viel Vergnügen. Der holl. Quarantäneleiter, ein freundlicher fröhlicher Mann voller witziger Einfälle, der sehr gut deutsch sprach, lud uns zum Besuch in sein Reich ein. Er erklärte sich für den letzten absoluten König der Welt als "Förscht von Robbia". Halbnackte gewandte Malayen mußten auf seinen Befehl, behende wie Affen, hohe Palmen erklimmen, um Kokosnüsse zu holen, an deren frischer Milch wir uns erquickten. Aber damit ließ er es noch nicht genug sein. Er lockte uns in seine kleine Behausung und entkorkte alsbald eine Menge Flaschen Whisky und starkes Porter Bier, wovon er trotz der erheblichen Hitze schon mittags eine gehörige Portion zu sich nahm. Er erzählte, er sei einmal einem deutschen Kavallerieregiment zugeteilt gewesen und habe herzliches Bedauern über die Niederlage der Deutschen, meinte aber: "Was wäre bei einem deutschen Sieg wohl aus der Welt geworden? Dann hätten wir alle den Parademarsch nach preußischem Drill üben müssen". Dabei marschierte er wie ein deutscher Soldat im Stehschritt, worüber wir hell auflachten. Der Mann saß mutterseelenallein auf dieser Insel. Kein Wunder, daß er sich bei jedem Besucher tüchtig einen einschwenkte und uns garnicht wieder loslassen wollte.

Nach Sabang zurückgekehrt badeten wir in einem vom Tropenwald völlig eingedeckten Schwimmbad im Grünen außerhalb der Stadt. Das kühle Wasser war sehr erfrischend. Als wir endlich an Bord zurückkehrten trafen wir unser schönes Schiff saumäßig verschmutzt von Kohlenstaub an. Das war etwas, was kein Deutscher auch nur eine Stunde lang mit ansehen konnte. Gerade auf unserm Deck war eine Schute, die die Kohlen nach

unten befördern sollte, geplatzt und hatte überall einen furchtbaren Kohlenstaub hinterlassen. Schleunigst wurden die Frauen auf das Promenadendeck beordert, wir Männer zogen Badehosen an, und mit Wasserreimern und Besen begann das Abschrubben des Decks, wobei wir bald selbst wie die Mohren aussahen und bei der Hitze in Schweiß gebadet waren. Es wurde Abend, ehe wir das Deck einigermaßen klar bekamen, dann duschten wir gehörig, machten uns wieder menschlich und zeigten den Damen stolz, was wir geleistet hatten. Zur Belohnung für Fleiß und Tüchtigkeit setzte Böhme uns eine enorme Terrine mit köstlicher geister Erdbeerbowle vor!

Im Indischen Ozean fing unser Kahn bedenklich zu schlängeln und zu rollen an. Die Monsunzeit war angebrochen. Ich selbst wurde nicht seekrank, mancher lief bleich an Bord herum, und die Kinder mußten vielfach das Bett hüten. Trotzdem ging das Bordleben vergnüglich weiter. Kpt. Saxer gab seine Tagesbefehle an die Passagiere aus, und mein kleiner Adi mußte oft als Ordonnanz zur Weitergabe der Befehle von Deck zu Deck spritzen.

Unter meinen Freunden war Erwin von Koch mit Frau. Er mußte oft zum "vornehmen" Bridge mit Meyer-Waldeck antreten. Von den Kurumekameraden waren Mohr mit Frau, einer geborenen Schwedin, Meyermann mit Frau, Sohn und Tochter, Will mit Frau und zwei reizenden Buben und der getreue Arthur Bieber an Bord, auch traf ich hier meinen alten Kampfgenossen Dr. Seufert wieder, der bei dem großen Nachtangriff in Tsingtau so eifrig meinen Karabiner hatte laden müssen, dann Frau Prof. Wilhelm mit ihren vier Jungen, deren jüngster schon als Knabe den kommenden Gelehrten ahnen ließ, der er dann auch gleich seinem Vater geworden ist (Sinologe) und viele andre, die ich nicht alle aufführen kann. Gelegenheit zu Plauderstunden gab es täglich. Auch musikalisch konnte ich mich wieder betätigen, da ein Klavier an Bord war. Wir arrangierten manchmal kleine musikalische Abendunterhaltungen. Frau Signe Mohr und Edu Will, beide vorzügliche Pianisten, trugen kleine Klavierwerke vor, ich sang gelegentlich einige meiner Kriegsgefangenenlieder, und sogar ein Doppelquartett, aus sangesfreudigen Damen und Herren bestehend, kam zustande. Zu diesem gehörte u.a. Fräulein Irmgard Lexzau, die spätere Frau Müller, die an der mit privaten Lehrkräften über Wasser gehaltenen deutschen Schule in Yokohama Lehrerin gewesen war. Dr. Seufert hielt als geist-

voller Kanzelredner bisweilen einen erbaulichen Sonntagsgottesdienst ab. —

Langsam fuhren wir dem Roten Meer und dem nächsten Anlegehafen Port Said entgegen. Bei der Einfahrt in die enger werdende Meeresstraße südlich Suez genossen wir im Morgenlicht den herrlichen Anblick der Wüste mit ihren rötlich schimmernden Erhebungen und dem Sinaigebirge. Wir blieben die halbe Nacht auf, um im Scheinwerferlicht des Dampfers hinter andern Fahrzeugen die Fahrt durch den Suezkanal zu erleben. In seinem nördlichen Teil sahen wir am Morgen so weit das Auge reichte zu beiden Seiten ungeheure Mengen von liegengebliebenem Kriegsgerät: Geschütze, Transportwagen und ramponierte Autos. In Port Said blieben wir nur kurze Zeit, um wieder Kohlen einzunehmen. Wir gingen nicht an Land, was uns als boykottierten Deutschen wahrscheinlich in diesem englisch-französierten Hafen auch nicht gestattet worden wäre. Port Said war der letzte Anlaufshafen. Stracks ging es nun unserm Reiseziel Hamburg entgegen.

Wir fuhren durchs Mittelmeer wie durch einen bewegungslosen Teich, aber Vater Neptun wollte uns doch nicht aus seinem Reich entlassen, ohne mit seinem Dreizack noch einmal stürmisch die Wogen gepeitscht zu haben. In der berühmten Biscaya ließ er uns seine ganze Macht spüren. Unser braves Schiff mußte manchen heftigen Stoß aushalten. Viele Passagiere flüchteten in ihre Kabinen, um dort im Stillen dem Meeresherrn ihr Opfer darzubringen. Im Ärmelkanal glitt dann die uns liebgewordene "Nankai Maru" wieder gleichmäßig dahin. Wir begegneten Schiffen anderer Nationen und dachten betrübt der Zeiten, wo gerade in diesen Gewässern die deutsche Flagge stolz geweht hatte, die wir nun vergeblich suchten.

Am Nachmittag des letzten Tages auf offener See holte mich Kpt. Saxer zu einem Abschiedstreffen mit unserm japanischen Kapitän. Saxer dankte ihm in kurzer Ansprache für die ungestörte und glatte Fahrt unter seiner seemännischen Leitung. Er wünschte ihm eine ebenso glückliche Heimfahrt nach Japan und ein baldiges Kommando auf einem großen Passagierdampfer. Ich mußte diese Rede auf Japanisch wiedergeben und übersetzte auch die höfliche Dankrede des Kapitäns. Er äußerte sich anerkennend über das gute Verhalten der Deutschen an Bord und über das gute Einvernehmen zwischen der japanischen Besatzung und uns unter Saxers Leitung. Ein beiderseitiges "Banzai" beschloß die Ansprachen.

Abends passierten wir das berühmte Feuerschiff vor der Elbmündung, fuhren in den breiten Elbstrom hinein und gingen bei der "Alten Liebe" kurz vor Anker. Kontroll- und Zollbeamten kamen an Bord, auch Vertreter der Deutsch-Asiatischen Bank (DAB) zum Geldwechseln. Die Überprüfung der Personalien und eine oberflächliche Zollabfertigung waren schnell erledigt. Wir erhielten Ausweise ausgehändigt. Die Bankleute wechselten uns die mitgebrachten Yennoten und harte chinesische Silberdollars gegen deutsche Papiernoten zum Kurs von etwa 20.-Mark = 1.-Yen bzw. 1 Silberdollar. Ich hatte als Offizier mein Gehalt bis zum letzten Tag in chinesischer Währung erhalten und bekam dafür überraschenderweise mehrere tausend Mark, die sehr willkommen waren. Ein Vertreter der Bank wollte zur Aufbesserung seiner Speisekarte Reis, Kaffee und Konserven aus den reichlichen Schiffsvorräten erwerben und bat mich, ihm dazu zu verhelfen. Er griff gleichmütig in einen Haufen der vor ihm liegenden Banknoten hinein, die er mir ohne sie nachzuzählen zu späterer Verrechnung aushändigte. Bei diesem wahllosen Griff in das Papiergeld kam mir zum Bewußtsein, wie stark die gesunkene Währung die Achtung vor dem Geld und die allgemeine Geschäftsmoral bereits untergraben haben mußte.

Nun kam die letzte Nacht an Bord, während unsre brave "Nankai Maru" sehr langsam stromaufwärts fuhr. In der Morgensonne des 27. Mai 1920 legten wir bei schönstem Frühlingswetter im Hafen von Hamburg an. Eilige Schritte an Deck, Rufe und Getümmel trieben uns schnellstens aus den Kojen und in die Kleider. Wir liefen nach oben an die Reeling und sahen am Pier einen Strom von Menschen, uns Heimkehrer zu begrüßen. Aber noch war es nicht so weit. Wir rüsteten gemächlich zum Aufbruch, bis Trompetensignale ertönten und eine Kapelle zu spielen begann. Schnell stürzten wir an Deck. In der Eile hatte sich Adi beim Zuschlagen der Kabinentür einen Finger arg gequetscht, und ich mußte puste-puste machen.

Eine ungeheure Menschenmenge füllte den Platz vor den St. Pauli-Landungsbrücken. Vertreter der Stadt Hamburg und anderer Behörden waren erschienen, auch Marineoffiziere etc. in großer Uniform. Der frühere Gouverneur von Tsingtau, Admiral Truppel, hielt die Begrüßungsansprache, andre Redner schlossen sich an unter Hurra- und Hochrufen. Unser Gouverneur Meyer-Waldeck war mit verschiedenen Offizieren schon von Bord gegangen. Sie wurden von allen Seiten als die Helden von

Tsingtau begeistert begrüßt. Die Kapelle spielte patriotische Weisen. — Mein Freund Arthur Bieber war auch schon an Land gegangen. Er hatte im Gedränge seine Schwester entdeckt. Sie war Sängerin und sollte, wie er mehrfach geäußert hatte, meine Lieder in Konzerten vortragen. Er rief zu mir herauf: "Vogt, das ist meine Schwester, schauen Sie her — alles da, alles da!" Dabei machte er, humorvoll wie immer, einige rundliche Bewegungen, um das Brustgewölbe der Dame anzudeuten. Gleich danach kam mein Bruder Adolf an Bord. Unendliche Freude ging von Herz zu Herz. Wir umarmten uns, die Kinder wurden ihm vorgestellt, dann brachen wir auf. Das große Gepäck übernahm ein Spediteur, meine aus Japan mitgebrachten Korb- und Deckstühle, die ich eigentlich an Bord lassen wollte, konnte mein Bruder gerade gut gebrauchen. Wir schafften alles selbst von Bord, denn Hilfe gab es nicht. Eine Taxe fuhr uns mit allem Kram nach Hamburg hinein: die Rothenbaumchaussee und andre Alleen entzückten uns durch ihr frisches herrliches Frühlingsgrün. Adi und Petra machten große Augen. Hamburg präsentierte sich uns in der Morgensonne im schönsten Festgedank. Unvergeßlicher Tag, wo "endlich der Soldat vom Felde heimkehrte...".

In meines Bruders Wohnung, Woldsenweg 5, begegnete ich zum ersten Mal meiner Schwägerin. Sie winkte uns schon vom Balkon aus zu, lachte herzlich über unsre Fuhre und wunderte sich, daß ich so kräftig und behend aus dem Wagen sprang. Sie kam mir schwesterlich entgegen, und ein hübsches blondes Bübchen, vor 3 Jahren als Kriegswaise angenommen, bewillkommnete uns mit einem rührenden Gedicht. Auch meine beiden Kinder Adi und Petra wurden liebevoll aufgenommen. Petra sollte vor ihrer Reise nach Hirschberg zu meinem älteren Bruder Wilhelm einige Tage bei uns in Hamburg bleiben. Wir frühstückten vergnügt. Die Kinder fühlten sich natürlich noch recht fremd, und mein empfindsamer Junge zerdrückte einige Tränen über all das Neue, das auf ihn einstürmte. Das Erzählen nahm kein Ende. Ich freute mich über meines Bruders junge und lebensfrohe Frau und das schöne Heim. Es waren unvergeßliche Stunden voller gegenseitiger Liebe und Vertrautheit.

Eine ganze Haufen Briefe lag zu meinem Empfang bereit. Mein Bruder lächelte schelmisch als er sah, zu welchen ich zuerst griff. Meine Dora-Maria war nicht nach Hamburg gekommen. Sie erwartete mich so bald wie möglich in Dresden, um Hochzeit zu halten. Ein Telegramm an sie und Bruder

Wilhelm mußte sofort meine glückliche Ankunft melden. So verging der erste Tag in der alten Heimat, die ich seit Oktober 1909 nicht gesehen hatte. Unvergesslich haften die Eindrücke dieser wundersamen Rückkehr ins Vaterland und in die Familie in meinem Gedächtnis.

## In der Heimat von Ende Mai bis Dezember 1920

In Hamburg mußten in den ersten Tagen allerhand geschäftliche Angelegenheiten geordnet werden. Zunächst wurde unsre Petra auf den Weg nach Hirschberg gebracht. Vorbereitende Briefe wurden zwischen meinem Bruder und mir gewechselt und Petra schließlich allein auf ihre erste große Bahnfahrt von Hamburg nach Hirschberg geschickt. In Berlin sollte eine Tante sie in Empfang nehmen und sie vom Schlesischen Bahnhof aus weiterverfrachten. Danach mußte ich mir Papiere für die bevorstehende Heirat besorgen, auch bei der zuständigen Behörde meinen förmlichen Entlassungsschein aus dem Heeresdienst abholen und mir einen Paß beschaffen, was früher nie nötig gewesen war.

Noch in Hamburg erreichten mich von den Nachfolgestellen unsrer Marine zwei erfreuliche Schreiben: ich war während der Kriegsgefangenschaft vom Lt. d. R. zum Oberleutnant und 1918 zum Hauptmann d. R. befördert worden, auch wurde mir das Eiserne Kreuz II. Kl. verliehen. Meine militärische Karriere war hiermit zuende.

Wenige Tage später fuhr ich nach Berlin. Der Bahnbetrieb zeigte Spuren des verlorenen Kriegs: Gleise, Lokomotiven und Wagen waren noch nicht in erstklassiger Verfassung. In Berlin begrüßten mich auf dem Bahnhof mit großem Hallo alte Kollegen von der Botschaft in Tokyo und andre Freunde: Generalkonsul Ohrt, Buttman, Dr. Bischoff, u.a. auch mein Freund Max Fiegel aus Tokyo, der das Pech gehabt hatte, von den Engländern geschnappt und interniert zu werden. Sie wollten mich gern einige Tage in Berlin behalten, doch duldete mein Vorhaben keinen längeren Aufschub! Immerhin gab es auch in Berlin einiges zu erledigen. Da alle Hotels vollgepropft waren brachte mich mein Freund Fiegel freundlicherweise bei seinen Verwandten unter.

Ich mußte das Auswärtige Amt (AA) aufsuchen, weil Generalkonsul Thiel, inzwischen zum Geheimen Legationsrat befördert, mir einen Posten als Schiedsrichter in dem nach dem Versailler Vertrag in London eingerichteten "Gemischten Schiedsgerichtshof" zur Bearbeitung aller privatwirtschaftlichen

Streitigkeiten zwischen alliierten Konzernen und deutschen Unternehmungen anzubieten beauftragt war. Er stellte mich dem Leiter der Rechtsabteilung Dr. Gauss vor, der mir in liebenswürdiger Weise recht dringlich die Annahme dieses hochbezahlten und ehrenvollen Postens nahelegte. Es war keine Dauerstellung, sondern nur eine auf vielleicht 5 Jahre begrenzte Position. Ich lehnte nach reiflicher Überlegung das Angebot ab, das mich an sich sehr reizte, mir aber keine genügende Sicherheit für die Zukunft bot und mich vielleicht in die Beamtenlaufbahn zurückgeführt hätte.

In Berlin erlebte ich zwei angeregte Abende: einen bei Buttman, der geheiratet und schon ein Knäblein hatte, den andern bei Dr. Bischoff und seiner Frau. Bischoff war nach seiner Redakteurarbeit in Yokohama in den auswärtigen Dienst eingetreten und gehörte zur Presseabteilung des AAs. In beiden Häusern feierten wir ein Wiedersehen in echt ostasiatischem altvertrautem Stil und tauschten in ernststen und launigen Gesprächen die Erfahrungen der Kriegsjahre aus.

Anfang Juni traf ich in Dresden ein. Die Liebste stand auf dem Bahnsteig. Seliges Wiederfinden nach langer Trennung... Alles Sinnen und Sehnen kam nun zur Ruhe im Gleichklang der Herzen....

Meine Dora-Maria hatte bei einer älteren Kusine, die mit einem wohlhabenden schon pensionierten Fabrikanten verheiratet war, in einem reizenden Gartenhäuschen ihrer prächtigen Villa am rechten Elbufer Unterkunft gefunden. Ich selbst wurde zunächst im Haupthaus einquartiert. Die Verwandten waren unsertwegen auf Reisen gegangen und hatten uns das ganze Haus überlassen.

Die Hochzeit sollte am 8. Juni stattfinden, die standesamtliche Trauung einige Tage früher. Als wir förmlich angemeldet auf dem Standesamt erschienen geriet der Standesbeamte in Verzweiflung. Bei dem großen Andrang der Ehekandidaten hatte er unser Datum vergessen! Zu seinem Staunen beruhigten wir den aufgeregten Mann und einigten uns nun auf den 8. Juni. Die Verschiebung erwies sich insofern als günstig, als bis dahin der Bruder meiner Frau Georg Schramme und mein eigener Bruder aus Hamburg als Trauzeugen erscheinen konnten. Der Standesbeamte, der uns geradezu eine Predigt hielt, wies uns in würdigen Worten auf den Ernst unsres Vorhabens hin. Aus seinem Gehrock lugte ein weißer Sweater hervor. — Danach begaben wir uns in den Ratskeller zu Dresden zum wohl-



präparierten Hochzeitsmahl. Außer meinem Bruder Adolf und dem Ehepaar Schramme war ein Schwager meines Bruders, Hans Döbler, der als Architekt in Dresden zu tun hatte, gekommen. Meinem älteren Bruder Wilhelm war die Reise von Hirschberg zu anstrengend gewesen, aber zu meiner Freude war die einzige unverheiratete Schwester meiner seligen Mutter als Familien-seniorin aus dem Hessenlande herbeigeeilt, die, immer noch lebensfroh, der Hochzeit ihres Patenneffen beiwohnte. Mit vielen guten Reden, für die der Bräutigam dankte, einem trefflichen Mahl und köstlichen Weinen wurde eine echte deutsche Hochzeit gefeiert.

Wir besichtigten die Sehenswürdigkeiten im schönen Dresden: die Gemäldegalerie (Raffaels Madonna), das Schloß und den Zwinger und hörten in der Oper eine vorzügliche Aufführung von Verdis "Aida". — In Meißen weilten wir einige Tage auf dem Weinberggut des Ehepaars Boye, einem herrlichen Besitz zur Elbe hin gelegen. Elsa Boye war eine Jugendgespielin meiner Dora-Maria von Magdeburg her. Ihr Mann Walther Boye war ein einflußreicher und begüterter Nahrungsmittelfabrikant.

Dann begann mein Herumreisen in Deutschland, das neben den Besuchen bei Verwandten und Freunden in erste Linie dem Wiederaufbau meiner Praxis draußen galt. Zu Beginn dieser Reisezeit fuhren wir für kurze Tage nach Hirschberg zu meinem Bruder und seiner Frau, denen ich meine Enehälfte vorstellte. Auch Bruder Wilhelm war als nichtgedienter Landwehrmann noch im 3. Kriegsjahr eingezogen, aber wegen seiner zarten Gesundheit bald aus dem Schützengraben an eine maßgebende Wetterstation im Osten versetzt worden, wo er lehrreiche Erfahrungen gesammelt hatte. Während des Kriegs war ihm ein zweites jetzt fünfjähriges Töchterlein Irene geboren worden. Die ältere Tochter Ilse hatte mit der etwa gleichaltrigen Petra Hagmann schon Freundschaft geschlossen. Petra schien sich gut einzuleben und in der Familie meines Bruders wohlzufühlen.

Auf den nun einsetzenden Geschäftsreisen mußte ich mich vorübergehend von meiner Frau trennen. Von Leipzig fuhr ich an den Rhein und besuchte dort wichtige Industriewerke. Ich wurde überall freundlich aufgenommen, und man sagte mir weitere Unterstützung meiner Praxis zu. Leitende Persönlichkeiten waren äußerst interessiert, über die wirtschaftliche Situation Japans nach dem Krieg Näheres von mir zu erfahren.

In Stuttgart traf ich wieder mit meiner Frau zusammen

und zwar bei unserm Japanfreund Hermann Bosch, der nach Ausscheiden aus der Firma C. Illies & Co., Japan, bei seinem Onkel Robert Bosch als Filialleiter für das Feuerbach-Werk angestellt war und sich dort schon gut eingearbeitet hatte. Bosch, der Junggeselle, beobachtete mit Spannung, wie es wohl mit mir und meiner als recht willensstark bekannten Frau gehen würde und äußerte spaßig, daß ich scheints doch kein Pantoffelheld zu werden schiene, wie er halb und halb geglaubt hatte. Er führte mich bei Robert Bosch ein. Ein neuer wichtiger Klient stand in Aussicht. Denselben Erfolg hatte ein Besuch bei Daimler-Benz.

Von Stuttgart kommend machten wir in Darmstadt Station, wo ich meinen Kriegskameraden Dr. Karl Merck besuchte und ihn meiner Frau vorstellte. Nach dem kürzlich erfolgten Ableben seines Vaters war er in der Fabrik in eine leitende Stellung aufgerückt. Er zeigte uns liebenswürdig einige Abteilungen des großen Unternehmens. Dann speisten wir gemeinsam. Er empfahl uns den Besuch einer Expressionisten-Ausstellung, die wegen extremer Malereien und Schöpfungen in der bildenden Kunst stark kritisiert wurde. Wir fanden sie greulich und als eine Verhöhnung normaler Kunstleistungen. Schon beim Eintreten starrten wir auf ein hohes hölzernes Gebilde, das sich "Dreiklang" nannte: drei mannshohe dornige Zacken nach Art eines Hirschwegeihns, die, gebogen und verschränkt, irgendeine geheimnisvolle Beziehung zueinander darstellen sollten. In den Ausstellungssälen selbst hatten sich die Künstler noch ganz was anders geleistet. Unkenntliche schauderhafte Klecksereien hingen an den Wänden, zum Teil in den grellsten Farben. Im Katalog entdeckten wir ein Bild, lakonisch und die Neugier reizend "UND" bezeichnet. Dieses "UND" mußten wir uns ansehen! Es war ein Kistendeckel mit Speditionszeichen und -nummern beklebt. In der Mitte, sozusagen als Adresse, prangte einsam in Gänsefüßchen das Wort "UND". Es war zwecklos, sich mit der Analyse solcher Wahnsinnsausgeburten zu befassen und fluchtartig verließen wir das Ausstellungsgebäude. Zur Ehre des kunstliebenden Publikums muß gesagt werden, daß die Stadt Darmstadt nach scharfen Angriffen erboster Betrachter die Ausstellung sehr bald schloß.

Wir reisten darauf nach Kassel weiter. Hier bin ich einer der merkwürdigsten Gestalten meines Lebens begegnet und zwar dem hervorragenden Erfinder des Heißdampfsystems, des sog. Überhitzers für Lokomotiven, dem Baurat Wilhelm Schmidt.

Er hatte als einfacher Schlosser begonnen, wegen seiner Erfindungsgabe jedoch die Aufmerksamkeit eines Professors an der Technischen Hochschule in Leipzig erregt, hatte eifrig studiert und sich zu einem Erfinder von Weltruf entwickelt. Seine Heißdampflokomotive war eine Sensation, die auch in Amerika eingeführt war. Filialen seiner in Kassel unter dem Namen "Schmidt'sche Heißdampfgesellschaft" gegründeten Firma waren in allen Industriestaaten vorhanden. Er war tief religiös und ein gläubiger Christ. Einer seiner Direktoren, ein Semit, machte mich schon beim Empfang auf seine Eigenart aufmerksam, jeden, mit dem er in Berührung kam, erst mal nach seiner religiösen Einstellung zu fragen. Und so geschah's, daß der würdige alte Herr Baurat Schmidt, vielfacher Dr. h.c., mich mit den Worten: "Wie, mein Sohn, hältst Du's mit der Religion?" empfing. Er war beruhigt zu hören, daß meine Mutter aus einem geistlichen Hause stammte, ich selbst eine streng christliche Erziehung genossen hatte und überzeugter Christ sei. Schmidt sprach nur in Sentenzen. Ich hätte mich vielleicht gewundert, sagte er, in seiner Firma als erstem einen Semiten zu begegnen. "Merken Sie sich aber einmal folgendes: (er sprach ein ausgesprochenes Sächsisch) Wenn een Jude jut is, denn is'r sehre jut". Sicher traf er damit den Nagel auf den Kopf. — Was wirtschaftlich in Japan für ihn zu machen war interessierte ihn gar nicht besonders. Er wollte über die Lage des Christentums dort etwas hören und bat mich, einen Brief an einen führenden japanischen Christen, der, glaube ich, Uchimura hieß, ins Japanische zu übersetzen und mitzunehmen. Diesen Mann wollte er für engste Zusammenarbeit der deutschen und japanischen protestantischen Kirche gewinnen. Er verabscheute England als den größten Feind des Christentums und aller europäischen Kultur, dem allein der Weltkrieg und der gefürchtete Untergang des Abendlandes zur Last zu legen wären. Für die Übersetzung seines mir in Aussicht gestellten Briefes empfahl ich ihm den im Japanischen ungleich schriftgewandteren Dr. Gundert, der in Japan Religionslehrer war und zur Zeit auf Urlaub im Schwabenland weilte. Schmidt hatte Vertrauen zu mir gefaßt. Beim Abschied kündigte er mir geheimnisvoll an, daß er auf meine Mitwirkung in einer äußerst wichtigen Verhandlung in Berlin rechne, worüber ich noch hören würde. —

Meine Frau und ich besuchten meinen Jugendfreund Wolfgang Pietscher in Mühlheim a.d. Ruhr. Dort hatte ich eine weitere denkwürdige Begegnung und zwar mit August Thyssen,

dem allgewaltigen Chef des großen Thyssen-Unternehmens. In Japan hatte ich kurze vor meiner Abreise mit der Versteigerung eines Thyssen-Patents zu tun gehabt. Das war aber eine Nebensache. Mir kam es darauf an, den Direktoren, die über die Wirtschaftslage Japans nach dem Krieg unterrichtet sein wollten, unsere Handelsaussichten drüben zu umreißen. Die japanische Industrie dränge zu verständigem Zusammenwirken, indem das uns finanziell überlegene Japan die Geldmittel, die deutschen Unternehmer jedoch Maschinen und technische Erfahrungen zur Verfügung stellen sollten. Das Siemens-Schuckert-Werk z.B. wäre bereit zu einer solchen großen Kooperation mit dem führenden japanischen Kupferwerk Furukawa. Meine Darlegungen fesselten die Direktoren so, daß sie mich baten, anderntags wiederzukommen, um dem Generaldirektor persönlich meine Ideen vorzutragen. Ich kam, aber August Thyssen, alt und verkrüppelt, hörte gar nicht auf meine Worte. Er dachte nur an sein verlorenes japanisches Patent und behauptete hartnäckig, ich wolle mich wohl um die Wiedergewinnung desselben bei der Japanischen Regierung bemühen, womit er mich gegen hohe Kommission gern beauftragen wolle. Ich lehnte das energisch ab. Ich hätte mich nicht als Anwalt bei ihm einführen, sondern als sachkundiger Japan-Deutscher ihn nur auf gewisse neue Bedingungen des Geschäfts in Ostasien rein objektiv aufmerksam machen wollen. Als er endlich begriff, lehnte er jedes Zusammengehen mit japanischen Unternehmen brüsk ab und entließ mich. Der Direktor, der diese Aussprache herbeigeführt hatte, drückte mir hinterher sein lebhaftes Bedauern über die unfreundliche Haltung des großen Chefs aus, der nun einmal immer seinen Kopf für sich habe und oft launisch und schwer genießbar wäre.

Ähnliche Erfahrungen machte ich bei einem Besuch bei Gebrüder Mannesmann in Düsseldorf. Der betreffende Direktor interessierte sich nicht für ostasiatische Angelegenheiten und die bedeutende Entwicklung Japans während des Weltkriegs. Er zeigte sich völlig teilnahmslos und hatte auch kein Wort der Anerkennung für meine erfolgreichen Bemühungen um die Einführung der Mannesmannröhren in Japan im Jahre 1911. Ich zog es vor, das Gespräch abubrechen.

Nicht sehr verschieden war die Haltung anderer führender Werke im Ruhrgebiet, so daß ich den Eindruck bekam, die Schwerindustrie sei nur an Geschäften in Deutschland, mit dem europäischen Kontinent und vielleicht noch dem Nahen Osten

interessiert. Rühmliche Ausnahmen machten Krupp, Robert Bosch und Daimler-Benz. Für die Erschließung neuer Märkte in der großen Welt schien die Schwerindustrie nichts übrigzuhaben. Es wunderte mich, daß auch führende Köpfe nicht das geringste Interesse für wissenschaftliche Erkenntnis und Urteilsbildung über weltwirtschaftliche Fragen, keinerlei Bildungsstreben in dieser Richtung zeigten und im engen Kreis ihrer Geschäftsbelange die Augen vor der Entwicklung jenseits der Ozeane verschlossen. Daß die bequemen Lieferungen von Fertigprodukten angesichts der industriellen Fortschritte machen den andern Welt, besonders auch im Hinblick auf den rastlos nacheifernden Ausbau der japanischen Industrie bald aufhören und in weiterem Sinne nachteilig wirken, ja, zum Schaden für unsern Exporthandel ausschlagen würden, eine Entwicklung, der durch neue Methoden einer irgendwie gestalteten Beteiligung an diesem Fortschritt begegnet werden mußte, schien hier nicht verstanden zu werden.

Sehr viel aufgeklärter und resoluter war die Haltung anderer Industriezweige, wie z.B. der chemischen und optischen Industrie, die bei ihrem unablässigen Vordringen in die fernsten Länder die Augen für neue Methoden und geschickte Anpassung an die veränderte Zeitlage und die zu erwartende zukünftige Entwicklung offenhielten. —

Nach vielerlei Fahrten durch ganz Deutschland traf ich wieder mit meiner Frau in Berlin zusammen, wo wir auf dem schloßähnlichen herrlichen Besitz der Familie Boye im Grunewald gastliche Aufnahme fanden. Ich mußte mir für einige Wochen eine Schreibkraft zulegen, um die große Korrespondenz mit Industriewerken, Rechtsanwälten und Patentanwälten zu bewältigen und Anfragen sowie auch schon erteilte Aufträge an mein Büro in Yokohama weiterzuleiten. Schon nach den ersten Monaten meines Heimataufenthalts wußte ich, daß ich eine reiche Ernte nach drüben mitnehmen und eine äußerst vielseitige Arbeit mir bevorstehen würde.

In Herbst erhielt ich in Berlin den Besuch eines Direktors der Schmidt'schen Heißdampfgesellschaft, der mich einlud, an einer von Baurat Schmidt abzuhaltenden Konferenz im engsten Kreis vertrauenswürdiger Personen teilzunehmen. Als Versammlungsort wurde eine Villa im Westen Berlins angegeben, wohin sich die Eingeladenen wegen evtl. Beobachtung durch Agenten der Alliierten in gewissen Zeitabständen begeben sollten. Ich war zu der mir angegebenen Minute zur Stelle und

fand mich alsbald in der Gesellschaft von Admiral Sheer, einem General, einem bekannten Wirtschaftsführer, einem Direktor der Heißdampfgesellschaft und endlich des Baurats Schmidt selbst, der uns mit dem Zweck dieser geheimen Sitzung bekanntmachte. Er beabsichtige, seine letzte Erfindung der Einheitsmaschine für das Unterseeboot, bei deren rechtzeitiger Fertigstellung der U-Bootskrieg u.U. zum durchschlagenden Erfolg gegen die Feindflotte geführt hätte, der Japanischen Marine anzubieten. Japan müsse seiner Auffassung nach als Gegengewicht gegen die englische Weltmacht von uns militärisch unterstützt und England dadurch in seiner einseitigen anti-deutschen Europapolitik gehemmt, auf alle Fälle aber die Schwierigkeiten Englands, die sich nach dem I. Weltkrieg in seinen Kolonialländern bemerkbar machten, auch in Ostasien erhöht werden. Schmidt wollte hierzu vor seinem evtl. Angebot an die Japanische Marine unsere Auffassungen hören. Admiral Scheer sprach sich in sehr klaren und einen politischen Weitblick verratenden Worten dagegen aus. Er glaube nicht, daß die Japaner, selbst mit einer überlegenen Waffe nicht, eine unabhängige anti-englische Haltung einnehmen würden. Ich schloß mich den Ausführungen Scheers durchaus an und verwies auf den Mangel an kühner und selbständiger Planung seitens der Japaner. Japan habe sich viel zu lange im Fahrwasser der englischen Politik gehalten, sei überdies schwerfällig, sehr langsam von Entschluß und nach den bisherigen Erfahrungen unfähig zu voller Selbständigkeit in der großen Politik, es sei denn, es sähe sich einem schwächeren Gegner gegenüber, wie der Angriff auf Kiautschou beweise. Freilich sei Japan auch voller Unruhe, und Heer und Flotte wären wohl Abenteuern nicht abgeneigt, aber die japanischen Politiker würden eine Verstimmung der angelächsischen Mächte doch sehr vorsichtig vermeiden. Ich glaube daher wohl, daß die Japanische Marine das vervollkommnete deutsche U-Boot gern übernehmen, die Politik damit aber nichts anfangen würde, so daß das eigentliche politische Ziel von Baurat Schmidt nicht erreicht werden würde. Auch der General kam aus noch andern Gesichtspunkten zu dem Schluß, sich nicht mit Japan einzulassen, und der Mann der Wirtschaft hatte ebenfalls nicht viel zu Gunsten von Schmidts Plänen zu sagen.

Der alte Schmidt saß während der Zeit gelassen auf seinem Stuhl, die Knie mit einem Plaid bedeckt und hörte sich die Meinung seiner Vertrauensmänner an. Er dankte uns schließ-

lich herzlich für die empfangenen Fingerzeige, meinte aber in seiner treuherzigen naiven Weise, er wolle es mit unsern Ratschlägen halten wie die altgermanischen Könige die sich bei klugen Männern Rats zu holen pflegten, um dann doch selbständig Entschlüsse zu fassen.

Nach der Sitzung lud mich Scheer zum Essen ein und äußerte sich recht offenherzig über Schmidts Pläne, die er für Traumgespinste hielt. Ich durfte ihn über seine letzten Flotten-erfahrungen befragen. Er sprach sich ungehemmt über den beklagenswerten deutschen Zusammenbruch aus, der auf die Unentschlossenheit der obersten politischen Führung und die verbrecherische Meuterei in der Flotte zurückzuführen sei. Durch rechtzeitigen Einsatz der Flotte hätte das deutsche Schicksal vielleicht gewendet werden können. Seine Erklärung erschütterte mich. Ich spürte in seinen Worten sein hohes Verantwortungsgefühl für das Vaterland. Er wäre bereit gewesen, unsre ganze Flotte in letzter Stunde gegen England einzusetzen.

Als Marinemann war er auch an Kiautschou lebhaft interessiert. Ich erzählte ihm in kurzen Zügen den Hergang des Feldzugs um Tsingtau sowie meine Erlebnisse in der Kriegs-gefangenschaft. Zu der störrischen Haltung einiger Front-offiziere gegenüber den Japanern meinte er, daß Verständnis für das Ausland und für politische Auffassungen bei dem engen Kasernen- und Kasinogeist des Heeres selten gewesen sei. — Ich war von der Unterhaltung mit diesem großartigen Menschen aufs tiefste berührt und fühlte mich hochgeehrt, daß er sich mir gegenüber so frei geäußert hatte. Beim Abschied dankte ich ihm herzlichst für diese anregenden Stunden.

Wenige Wochen nach dieser Zusammenkunft erreichte mich die erschütternde Nachricht, daß die Gattin Scheers und eine erwachsene Tochter von einem in den Keller ihres Wohnhauses in Thüringen eingedrungenen Räuber erschossen worden waren. Ich schrieb ihm einen Beileidsbrief. Der Schock über diesen Schicksalsschlag scheint ihn so schwer getroffen zu haben, daß er viel zu früh und meinem Eindruck nach geistig und körperlich noch vollkommen auf der Höhe starb (1928). —

Im November kurte ich mit meiner Frau in Nauheim. Ich war nicht herzkrank, aber ein japanischer Arzt in Kurume hatte gemeint, daß mein Herz nach der Spanischen Grippe etwas geschwächt sei. Der recht gute Badearzt lachte darüber und nannte mich "einen starken Mann". Nauheim war zu dieser Zeit

fast ohne Kurgäste, so daß wir die Wochen dort ungestört und angenehm verleben konnten.

#### Rückreise nach Japan, Dezember 1920 bis Februar 1921

Die Urlaubszeit ging zu Ende, und die Rückreise nach Japan mußte vorbereitet werden. Es war schwierig, Passage auf einem Dampfer zu finden. Die Linien der Alliierten lehnten es dem Beispiel des haßerfüllten Englands folgend ab, Deutsche mitzunehmen. Wir belegten daher Passage für Anfang Dezember ab Venedig auf dem mäßig großen Passagierdampfer "Hungaria" des Lloyd-Triestino, des ehemaligen österreichischen Lloyds, der von den Italienern übernommen worden war. Das Datum der Abreise wurde wiederholt verschoben. Als es endlich festgesetzt schien und wir schon mit allem Gepäck auf dem Dammtorbahnhof in Hamburg zur Abfahrt gen Süden bereitstanden, brachte ein Bote die Nachricht einer abermaligen Verschiebung um eine Woche. Wir waren aber nicht mehr zu halten, beschlossen, in München Zwischenstation zu machen und reisten, von unsern Verwandten verabschiedet, ab. In München lag Schnee. Dort war es kalt und ungemütlich. Nach einigen Tagen fuhren wir nachts in einem eiskalten Zug dem Brenner und Verona entgegen. Auf dem Brenner entdeckte ich gerade noch rechtzeitig, wie Italiener unser großes Gepäck ausluden, das ich schleunigst in den Zug zurückbeordnete. Nach Überquerung der Alpen stiegen wir in einen rein italienischen Zug und saßen mit aufgespannten Schirmen im Wagen, um uns vor dem auftauenden Schnee, der vom Verdeck herabtropfte, zu schützen. In Venedig angelangt, trafen wir in dem palastähnlichen Hotel Bauer-Grünwald, dessen eine Front in den Kanal abfiel, zu unsrer Freude unsern alten Freund Paul Schmidt, der auch mit der "Hungaria" nach Japan zurückreisen wollte. Er hatte eine sehr anmutige junge Sekretärin bei sich namens Lappé. Die würde ihm bald durch die "Lappen" gehen, witzelte ich, womit ich recht behielt. Unter den Mitpassagieren befand sich der junge Hermann Vogt von der Badischen Anilin- & Sodafabrik, der zum ersten Mal nach Japan reiste. Wir mußten weiß Gott noch eine ganze Woche in Venedig auf unsern Dampfer warten, lernten aber während dieser Tage die Stadt mit ihren berühmten Bauten, dem Dogenpalast, den Kirchen, dem taubenübersäten Markusplatz und überhaupt das ganze bunte italienische Leben kennen.



Endlich war der Dampfer da. Wir fuhren aber nicht direkt aus der Adria ins Mittelmeer hinein, sondern zunächst an der Dalmatinischen Küste entlang nach Spalato, was zwar sehr interessant war, uns aber zwei volle Tage aufhielt, und dann endlich die große Seereise losging. Wir feierten Weihnachtsabend an Bord, und die aus Italienern und Kroaten gemischte Besatzung sang ausgezeichnet neben italienischen auch deutsche Weisen.

Der für lange Wochen letzte Anlegeplatz war Massaua, Hafen der italienischen Kolonie Eritrea, ein trostloses Wüsten-  
nest mit elenden Barackenhäusern, aber einem leidlichen Café außerhalb der Hafenstadt. In Colombo, Singapore und Hongkong konnten Deutsche nicht an Land gehn. Durch Angabe von Scheingründen hätte man es erreichen können, wir dachten aber nicht daran. Wir fanden das Leben an Bord des schönen geräumigen Dampfers mit seinen guten Kabinen, einem Salon mit einem anständigen Flügel und einer überaus freundlichen Besatzung, deren Offiziere fast alle deutsch sprachen, sehr angenehm und abwechslungsreich, so daß wir nicht danach verlangten, in den schon mehrmals besuchten Hafenstädten herumzuwandern. Erst in Shanghai, dem großen internationalen Hafen, wo es viel zu sehen und auch zu kaufen gab, gingen wir wieder an Land.

Am 15. Februar 1921 machte unser Dampfer nach schöner glatter Fahrt endlich im Hafen von Yokohama fest, und ich führte meine Frau in das von meinen Leuten nach meiner Weisung zum Empfang festlich geschmückte Haus in Negishi. Wir waren froh, nach wochenlanger Reise nun am Ziel zu sein und im Glück unsrer Liebe den festen Grund für die kommenden Jahre der Zweisamkeit gefunden zu haben.

## Yokohama — Februar 1921 bis Ende 1923

Die ernste Arbeit zum Wiederaufbau meiner Praxis, die während meiner Abwesenheit unter Leitung meines japanischen Kommilitonen Iizuka schon gute Ansätze zum Aufblühen gezeigt hatte, begann. Meine Geschäftsreisen in Deutschland hatten mir reichen Erfolg eingetragen. Das Interesse, die einst so blühenden Handelsbeziehungen mit Japan nach dem Weltkrieg wieder aufzunehmen, wuchs. Viele heimische Werke sandten mir Aufträge zu Patentanmeldungen ihrer neuesten technischen Erfindungen. Dieser Zweig meiner Arbeit versprach besonders dadurch reiche Früchte zu tragen, daß in Bern, dem Heimatort für so viele internationale Schutzverträge, ein Abkommen zwischen den Großmächten einschl. Japans geschlossen wurde, wonach die während der Kriegsdauer gemachten Erfindungen mit dem Patentanmeldungsdatum ihres Heimatstaats während eines Jahres unter Prioritätsschutz nachträglich in den beteiligten Ländern angemeldet werden durften. Viele Werke wollten von dieser Möglichkeit Gebrauch machen, und sehr bald häuften sich die Aufträge derart, daß ich Mühe hatte, allen Anforderungen gerechtzuwerden und meinen japanischen Übersetzerstab sowie sonstige Hilfskräfte schleunigst vergrößern mußte. Die Arbeit wurde mir finanziell dadurch erleichtert, daß inzwischen die Abrechnung über die Liquidationsmaßnahmen an meinem Eigentum abgeschlossen war und mir der von der japanischen Regierung zustehende Anteil aus dem Erlös ausgekehrt wurde. Trotzdem war ich noch lange zum sparsamen Haushalten gezwungen, zumal es im Auslandverkehr nicht üblich war, dem Anwalt Vorschüsse zu leisten. Ich fand aber bei der DAB und ihrem Direktor Sandberg Verständnis und Unterstützung. Sandberg, mir von früher her bekannt, war von der Berliner Niederlassung nach Yokohama versetzt worden. Er hatte mir schon in Berlin in der schwierigen Inflationszeit gute Ratschläge für eine zweckmäßige Anlage meiner Geldmittel gegeben und mich zu einem Mittagessen in einem koscheren Restaurant eingeladen. Das Essen war vorzüglich, aber ich fühlte mich in der Gesellschaft so vieler Semiten fremd. Jetzt wurde Sandberg mein guter Helfershelfer in der Fortführung meiner Praxis. —

In Tokyo hatte seit August 1920 als neuer deutscher Botschafter Exzellenz Solf seinen Einzug gehalten. Er hatte die Seereise nach Japan mit den Seinen und der Familie Thiel auf unsrer "Nankai Maru" gemacht, die den hohen Herrschaften zwar eine billige aber keineswegs bequeme Reisegelegenheit bot. Thiel war Solf als Botschaftsrat und alter Kenner des Landes zugeordnet, zudem begleitete ihn ein kleiner Stab weiterer Beamter. Der Dampfer war, verglichen mit unserm Kriegszugefangenentransport, leer gewesen, der Komfort hatte aber nicht zugenommen, und Bedienung gab es auch nicht. Eines kleinen scherzhaften Ereignisses auf dieser Reise sei hier gedacht: Solfs und Thiels saßen auf einem der Decks beim Frühstück, als ein wohlbeleibter Sekretär der Botschaft im Bademantel auf der eisernen zu diesem Deck führenden Wendeltreppe erschien, mit seinem Mantel am Gestänge hängenblieb, die Treppe hinunterfiel und als Nackedei unmittelbar vor dem Frühstückstisch der Herrschaften landete. Man stelle sich diesen wunderbaren Anblick vor!

Ich machte Solf auf der Botschaft einen Besuch und lernte in ihm einen außerordentlich weltgewandten, sehr liebenswürdigen, immer zu kleinen Scherzen aufgelegten Menschen kennen, der ein gewisses väterliches Wohlwollen ausstrahlte. Ich hatte schon gehört, daß er sich binnen kurzem unter den auswärtigen Diplomaten einer ausgesprochenen Beliebtheit erfreute, weil er es meisterhaft verstand, Menschen für sich einzunehmen. Mein Freund Dr. Paravicini hatte mir erzählt, daß die Diplomaten in Tokyo dem Wiedererscheinen eines deutschen Botschafters mit geheimem Bangen entgegengesehen hätten. Auch der Schweizer Gesandte habe sich in diesem Sinne ausgesprochen, sei aber auf einer gemeinsamen Autofahrt nach Kamakura von Solf so liebenswürdig behandelt worden, daß er Para gegenüber äußerte: "Solf, c'est un homme charmant".

Auf der Botschaft begrüßte ich Thiels, meine alten Freunde, herzlich ebenso meinen früheren Kollegen Dr. Mechlenburg, machte auch die Bekanntschaft weiterer neu hinzugekommener Botschaftsbeamter. Das Verhältnis zwischen Solf und Thiel schien nicht allzu gut zu sein, was z.T. damit zusammenhing, daß Thiel ursprünglich selbst für den Botschafterposten vorgesehen war, Solf aber als der weitaus einflußreichere ehemalige Kolonialstaatssekretär und Auswärtige Minister diesen Posten bei Kriegsende für sich reserviert hatte. Als ich Solf begegnete wußte ich hiervon nichts und konnte mich nur freuen, an der

Spitze der Botschaft einen so hochintelligenten und angesehenen Politiker zu wissen, an dem ich bei den mannigfachen Aufgaben meiner juristischen Vertretung in dieser schwierigen Übergangszeit guten Rückhalt finden würde.

Solf hatte mir bei unsrer ersten Aussprache angedeutet, daß er mich wahrscheinlich schon bald mit einer großen und wichtigen Aufgabe betrauen müsse, nämlich der Prozeßführung zur Auseinandersetzung zwischen deutschen Schuldnern und japanischen Vorkriegsgläubigern. Es handle sich um eine gewichtige Anzahl unberechtigter japanischer Vorkriegsforderungen, die aus dem Fonds des deutschen Liquidationsvermögens befriedigt werden sollten. Er verhandle deswegen noch mit dem Auswärtigen Amt (AA) und werde mich demnächst über die Sache orientieren. Ich erklärte mich selbstverständlich gern bereit, diese bedeutsame Aufgabe zu übernehmen. —

Im Frühjahr 1921 wurde ich wider Wunsch und Willen zum Präsidenten des Klubs "Germania" in Yokohama gewählt, da der bisherige langjährige Präsident, Herr Schmidt-Scharff, auf Heimaturlaub ging. Unser deutscher Klub "Germania" war zwar von der Japanischen Regierung als eine schon seit 1863 bestehende kulturelle Einrichtung der deutschen Gemeinde schonhaft behandelt aber doch gezwungen worden, seinen Grundbesitz und das Gebäude in der Hauptstraße des alten Settlements von Yokohama der Regierung zu überlassen, die im Austausch ein im Liquidationsverfahren beschlagnahmtes stattliches Privathaus der Firma Illies auf dem Bluff zur Verfügung stellte. Der alte Klub lag mitten im Geschäftszentrum der Stadt und hatte einen sehr viel höheren Schätzwert als das neue Haus auf dem Bluff in der Wohngegend der Ausländer, so daß dem Klub noch eine größere Geldsumme ausgezahlt wurde. Mit dieser Summe mußte aber das neue Gebäude erheblich verbessert und erweitert werden, wofür Baupläne vorbereitet werden sollten. In der Generalversammlung des neuen Vorstands wurde ich als Abwesender, sozusagen in contumaciam, auf Antrag des in Kobe residierenden energiegeladenen Schwaben, des Herrn Veit von der Bayer-Firma, zum 1. Vorsitzenden gewählt. Ich war wegen meiner großen beruflichen Arbeit gar nicht geneigt, dieses Amt zu übernehmen, wurde aber von vielen Seiten so gedrängt, daß ich schließlich einwilligte, für ein Jahr den Präsidenten zu spielen. Zum regelmäßigen Besuch des Klubs hatte ich nicht viel Zeit, aber Vorstandssitzungen zum weiteren Ausbau des Klubgebäudes und zur Erledigung sonstiger Fragen konnte ich

wohl abhalten, auch an Unterhaltungsabenden teilnehmen. Der Klub besaß von alters her eine sehr reichhaltige Bibliothek von vielen tausend Bänden, die mit neuzeitlichen Werken über Ostasien und allgemeiner Literatur aufgefüllt werden mußte. Ich tat mein möglichstes für die Neuorganisation des Klublebens und mußte auf Wunsch hervorragende Gäste jeweils in einer Ansprache begrüßen.

Außerhalb des Klubs hatte ich gleichzeitig im Vorstand einer deutschen Vereinigung mitzuwirken, die zum Schutz von Handels- und allgemeinen wirtschaftlichen Interessen nach dem Krieg in Yokohama gegründet worden war. Es gab Zollfragen zu regeln und Verhandlungen mit den japanischen Lokalbehörden zur Erleichterung der deutschen Einfuhr zu führen, auch Fragen zum Besten der deutschen Gemeinde zu lösen. Das frühere deutsche Zeitungsunternehmen war eingeschlafen, die "Japan Herald-A.G." liquidiert und die beiden Linotype-Maschinen der Druckerei zwangsweise versteigert worden. Bezeichnend für die auch jetzt noch günstige wirtschaftliche Lage unsrer Zeitungsgesellschaft war es, daß den Aktionären die von ihnen aufbrachten Summen für die Aktien voll vergütet werden konnten. Ich hatte u.a. für die Rücküberweisung von Mark 25.000.— an das AA, Berlin, zu sorgen. Die Gemeindeglieder waren noch zu sehr mit dem Ausgleich der schweren Kriegs- und Liquidationsverluste beschäftigt und konnten keine Mittel zum Wiederaufbau eines Zeitungsbetriebs bereitstellen.

Zur Anstellung eines deutschen Arztes, von vielen Seiten dringend begehrt, konnte man sich aus einer gewissen Knauserigkeit heraus nicht entschließen. Jeder tüchtige Arzt hätte binnen kürzester Frist geleistete Vorschüsse durch zu erwartende Einnahmen aus der Praxis abdecken können. Die Sache hätte kein Risiko für die Vereinigung bedeutet. Ich trat nachdrücklich aber erfolglos für das Project ein. Nach der Schließung des deutschen Marinelazaretts in Yokohama im Jahre 1911 war auch in Tokyo kein deutscher Arzt vorhanden, und das internationale Ärztekonsortium unter Führung des älteren Schweizer Arztes Reidhaar erfreute sich, abgesehen von dem ausgezeichneten Dr. Paravicini und dem englischen Arzt Dr. Munro keiner allzu großen Beliebtheit.

## Die Liquidationsprozesse im Mittelpunkt meiner Tätigkeit

Im Sommer 1921 übertrug mir Dr. Solf im Auftrag der Botschaft und des Reichs das Mandat für eine Prozeßführung in mehr als 150 Fällen gegen japanische Vorkriegsgläubiger, deren Forderungen aus dem Fonds des von Japan liquidierten deutschen Privateigentums befriedigt werden sollten, aber von deutscher Seite aus zu bestreiten waren. Sachbearbeiter war Dr. N., aus dem Kiautschoudienst an die Botschaft nach Tokyo berufen, um für das in Tsingtau und ganz Kiautschou von den japanischen Behörden gleichfalls beschlagnahmte deutsche Vermögen einzutreten.

Japan hatte ein besonderes Verfahren eingeführt, wonach japanische Vorkriegsgläubiger gegenüber deutschen Konzernen ihre Forderungen zur Überprüfung durch eine Sonderkommission von Juristen und Wirtschaftlern anmelden mußten. In der sachlich einwandfrei erfolgten Prüfung waren zahlreiche unbegründete Forderungen von der Regierungskommission bereits abgelehnt, eine große Anzahl der bedeutendsten Handels- und Industrieunternehmungen Japans aber bestätigt worden. Dagegen wollten wir nun im Prozeßwege Einspruch erheben.

Die japanische Verordnung sah vor, daß die deutschen Schuldner binnen einer bestimmten Frist ihre etwaigen Beschwerden gegen die festgestellten Forderungen bei den zuständigen japanischen Gerichten einklagen sollten. Die Zuständigkeit japanischer Gerichte für solche Prozeßführung widersprach jedoch den Bestimmungen des Versailler Vertrags, der "Gemischte Schiedsgerichtshöfe" für die Auseinandersetzungen über derartige Streitigkeiten vorgesehen hatte, und dieser Einwand bestärkte die Schuldnerkonzerne in Deutschland in ihrer ohnehin geringen Neigung zu solcher Prozeßführung in Japan. Bei den über 150 Fällen dieser Forderungen standen auf der Schuldnerseite im Querschnitt durch die ganze deutsche Wirtschaft fast ausnahmslos alle Großbanken, die Reedereien, die führenden Industrieunternehmungen sowie größere am

Import oder Export mit Japan beteiligte deutsche Handelsfirmen.

Da die Japanische Regierung sich für diese Forderungen am deutschen Privatvermögen in Japan als Faustpfand gütlich tun wollte, hatte die deutsche Schuldnerschaft keine große Lust, die Mühen der Prozeßführung in Japan und die Prozeßkosten dafür aufzubringen und hatte sich erst nach wiederholtem und starkem Druck seitens des AAs in Berlin dazu verstanden, der Deutschen Regierung und der Botschaft in Tokyo die nötigen Vollmachten für die Einlegung der Klagen bei japanischen Gerichten zu erteilen.

Diese Vollmachten wurden mir nunmehr von Dr. N. mit allen Unterlagen zur Klageerhebung ausgehändigt, wobei in den einzelnen Fällen sehr verschiedenartige Transaktionen zugrunde lagen, teils bankmäßige Kreditabkommen oder Forderungen aus bei Kriegsausbruch verschifften aber nicht eingetroffenen Waren, teils einfache Forderungen aus japanischen Bankguthaben in Deutschland u. dgl.

Ich besprach mit Dr. N. die betr. Bestimmungen des Versailler Vertrags, der auch für Japan bindend, aber nicht genügend berücksichtigt worden war. Mir war klar, daß eine gerichtliche Auseinandersetzung vor japanischen Richtern über die außerordentlich komplizierten und undurchsichtigen Vorschriften des Versailler Vertrags, mit denen sich bestimmt bis zur Stunde kein japanischer Jurist beschäftigt hatte, schwierig und langwierig sein würde. Verständnis für die gegen die japanischen Maßnahmen vorzubringenden Argumente zu erwecken würde größter Anstrengungen bedürfen.

Da ich meine Aufzeichnungen nicht mit Darlegungen dieser längst in Vergessenheit geratenen Prozeßführung beschweren will, erwähne ich nur zwei Haupteinwände von unsrer Seite:

Einen Hauptangriffspunkt bildete der formelle Einwand gegen die geforderte Einlegung der Klage vor japanischen Gerichten, was zu der absurden Lage führte, daß das jeweils angerufene Gericht von dem Kläger gleichzeitig als sachlich unzuständig anzufechten war. Ein zweiter (materieller) Einwand richtete sich gegen die Berechnungsart der Japaner, die Vergütung in Yen zum alten Goldkurs verlangten, während die deutsche Seite Mark = Mark zugrundelegen wollte. Der Grundsatz Mark = Mark ist trotz ihrer fortschreitenden katastrophalen Entwertung bis kurz vor Einführung der Rentenmark von der deutschen Rechtsprechung aufrechterhalten worden.

Abgesehen von der Darlegung der Tatbestände bedurfte die sachgemäße Beweisführung über die Gegengründe, die sich aus dem Friedensvertrag ergaben, langer und sorgfältiger Gedankenarbeit, die dadurch erschwert wurde, daß es an Kommentaren zum Friedensvertrag und an Literatur zu den in Frage stehenden Problemen fast ganz fehlte.

Die Klagen mußten bei den verschiedensten Gerichten im Lande erhoben werden, sowohl in Tokyo und Yokohama als auch in Kobe und Osaka und außerdem noch in Seoul in Korea. Wegen der zu leistenden Riesenarbeit mußte ich neben Iizuka noch zwei weitere japanische Rechtsanwälte zur Mitvertretung heranziehen, die nach den betreffenden Plätzen reisen und dort die Klagen einreichen mußten, was aber nach Ausarbeiten der Klageschriften und Übersetzung ins Japanische erst im Herbst 1921 durchführbar war.

Die Gerichte verhielten sich zögernd, und bei den Terminen kam es nur zum Vortrag des Klagegegenstandes und zur Verlesung der Schriftsätze der gegnerischen Anwälte, die in Unkenntnis der Bestimmungen des Friedensvertrags die Klagen einfach ablehnten. Kleinere Gläubiger konnten sich bei den problematischen Fragen keine Vertretung durch angesehenere Anwälte leisten und standen daher vor Gericht ziemlich hilflos da. Viele Termine wurden vertagt, und das Jahr 1922 brach an, ohne daß die Verhandlungen recht in Fluß gekommen wären. Die Gerichte stellten erst mal nur Tatbestände fest, indem sie Urkunden beibrachten oder Zeugen vernahmen. Die weiteren Verhandlungen nahmen den von mir erwarteten schleppenden Verlauf, bedurften aber dauernder Kontrolle und der Abfassung neuer vorbereitender Schriftsätze. Immerhin gewann ich Zeit, mich meinen übrigen Arbeiten zuzuwenden.

Glücklicherweise hatte ich mein Büro in luftigere und kühlere Räume bei der Firma Bergmann & Co. im alten Settlement von Yokohama verlegen können. Das war ein größeres zweistöckiges Holzhaus, in dem kleinere deutsche Firmen ihre Büros hatten. Ich hatte im oberen Stock, zu dem eine steile Treppe hinaufführte, einen größeren Raum für meinen Stab, ein Wartezimmer und ein Arbeitszimmer für mich selbst gemietet. Als deutsche Schreibkraft hatte ich nur für Sonnabend nachmittag und Sonntag Fräulein Krämer zum Diktataufnehmen zur Verfügung, die an den übrigen Tagen in Tokyo arbeitete. Die meiste Schreibearbeit mußte ich also allein besorgen, und ich saß meist bis gegen Abend im Büro, verschaffte mir aber körperliche



Bewegung durch den etwa halbstündigen Marsch über die grünen Hügel, zu dem meine Frau mich abholte. Sie hatte den Sommer allein im Gebirge zubringen müssen, wo ich sie nur gelegentlich zum Wochenende besuchen konnte.

Unser erster gemeinsamer Weihnachtsabend 1921 im eigenen Haus wurde durch eine Ischiaserkrankung meiner Frau getrübt, wir hatten aber doch einige Gäste, u.a. Paul Schmidt und Dr. Plage. Plage war ein jüngerer Botschaftsbeamter mit sehr guten japanischen Sprachkenntnissen. Er stammte aus dem Sudetenlande, war ein leidenschaftlicher Patriot, aber von heftiger Gemütsart und lehnte sich innerlich dauernd gegen die geschmei- dige diplomatische Haltung seines Chefs Solf auf.

Mein alter Freund Schmidt überraschte mich am Heil- Abend mit einem eigenartigen Weihnachtsgeschenk: Ich hatte von der Familie des Grafen Aoki, dem ich im April 1914 auf dem Sterbebette bei der Abfassung seines Testaments behilflich gewesen war, ein äußerst wertvolles Honorar, nämlich echte Havannazigarren erhalten! (Aoki war als großer Deutschen- freund mit einer deutschen adligen Dame verheiratet gewesen. Seine einzige Tochter Hanni war mit dem mir befreundeten früheren Botschaftsattaché, dem Grafen Alexander von Hatzfeld- Trachenberg vermählt. Der alte Aoki war japanischer Gesandter in Berlin und später Auswärtiger Minister in Japan gewesen und nach langer Untätigkeit noch einmal Botschafter in Washington geworden, von wo er diesen Schatz an Havanna- kistchen mitgebracht hatte). Um die Zigarren gegen Unannehm- lichkeiten mit dem japanischen Monopolamt zu schützen hatte Schmidt sie bei meinem Aufbruch nach Tsingtau in der Botschaft für mich deponiert. Als ich sie nach Kriegsende dort suchte, waren sie nicht zu finden gewesen, und ich schrieb dem Anfang 1920 nach Deutschland abgereisten Schmidt, er hätte mich wohl an der Nase herumgeführt und sich die edlen Zigarren selbst zu Gemüte geführt. Er hatte das lebhaft bestritten, aber die Zigarren blieben verschwunden. Nun überreichte er mir am Weihnachtsabend als willkommene Gabe einen kleinen "Rest- bestand" meiner eigenen köstlichen Glimmstengel! Der wohl- gelungene Streich amüsierte ihn höchlichst, und er hat sich denselben Scherz drei Jahre lang am Heil. Abend erlaubt, indem er nach und nach alle meine Zigarren rausrückte.

Der Beginn des neuen Jahres (1922) wurde verdüstert durch das immer noch schwere Ischiasleiden meiner armen Frau, das durch kein Mittel zu bessern war, bis ich endlich durch

meinen guten Freund Harry Fokkes von der Firma Otto Reimers & Co., der an der selben Krankheit gelitten hatte, den Rat erhielt, den galvanischen Strom zu versuchen, der ihm so gut geholfen hatte. Schon nach kurzer Behandlung trat eine merkliche Besserung und nach wenigen Wochen vollständige Heilung ein. Seltsam, daß die Ärzte von dieser Behandlung anscheinend nichts wußten oder nichts hielten. —

Im Klub "Germania" waren nach vielen Vorstandsberatungen die Pläne zur Erweiterung des Klubhauses von einem japanischen Architekten ausgearbeitet worden. Dem Hauptgebäude sollten zwei Säle angebaut werden: im unteren Stock ein geräumiger Billard- und Spielsaal, im oberen ein Festsaal mit einer kleinen Bühne für Theateraufführungen. Der Rohbau war schon Ende 1921 beendet, in den ersten Monaten 1922 begann die Innenausstattung. Der Festsaal wurde von einem ungarischen Maler sehr schön ausgemalt, wobei meine Frau eifrig half. — Inzwischen mußten die Veranstaltungen in den kleineren Räumen des Haupthauses abgehalten werden. Anläßlich des Ruhreinbruchs durch die Franzosen und der danach einsetzenden katastrophalen Inflation der Mark fand im Klub eine Zusammenkunft statt zur Beratung über eine Hilfsaktion der deutschen Gemeinde. Botschafter Solf hielt eine mannhafte Rede und forderte zu Devisenspenden an das Hilfswerk auf. Durch monatliche Überweisungen konnten wir den notleidenden Brüdern im Westen helfen.

Die Zahl der deutschen Klub- und Gemeindemitglieder in Yokohama war nach dem Krieg allmählich gestiegen. Die deutschen Firmen brachten frische junge Kräfte heraus, neuerdings auch Damen, die die Veranstaltungen des Klubs belebten. Ein bescheidener gesellschaftlicher Verkehr hatte wieder eingesetzt, aber nicht wie früher international gefärbt, da die Beziehungen zu den Ausländern noch für lange Zeit kühl blieben. Der internationale sog. "United Club", vorwiegend aus Engländern und Amerikanern bestehend, hatte bei Ausbruch des Krieges die deutschen Mitglieder ausgestoßen. Wir waren zu stolz, um von uns aus die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen und übten Zurückhaltung. Zu meiner Freude kam wenigstens ein Teil meiner alten deutschen Freunde wieder heraus. Schon seit dem Herbst 1921 war mein früherer Kollege Dr. Ohrt als Generalkonsul nach Yokohama zurückgekehrt. Er zeigte reges Interesse an meinen Arbeiten, insbesondere den Liquidationsprozessen und war mir bei seiner von ihm selbst oft

ins Komische gewendeten Pedanterie immer ein lieber Gefährte, bei dem ich viel Verständnis fand. Jetzt, im Frühjahr 1922, wurde auch Buttman wieder der Botschaft zugeteilt. Zu meinem näheren Umgang gehörte auch Dr. H. W. Paul, der als Bergfachmann die Metallgesellschaft vertrat. Ich mußte ihm oft in seinen persönlichen Angelegenheiten beistehen, da seine junge Frau, eine geborene Favre-Brandt, die während des Kriegs in der franz. Schweiz gelebt und dort dem deutschfeindlichen Einfluß unterlegen war, bei ihrer Rückkehr nach Japan die Beziehungen zu ihm abbrach.

Am 1. April 1922 wurde der neue Festsaal im Klub "Germania" unter meiner Präsidentschaft eingeweiht. Botschafter Solf ehrte uns durch seine Anwesenheit. Ich begrüßte ihn vor Beginn des Banketts in einer kurzen Ansprache, in der ich auf den 1. April als den Geburtstag des Altreichskanzlers Fürst Bismarck hinwies, dessen Geist nach dem verlorenen Krieg unter uns lebendig bleiben müsse. In einer längeren Festrede, die ich diesen Erinnerungsblättern als Anlage beifüge, gab ich einen Überblick über die Vergangenheit und forderte zu mutiger Vorwärtsschau auf. Darauf rühmte Solf in einer wohlgeformten Ansprache das Wiedererwachen des Klubs "Germania" als gutes Vorzeichen der deutschen Wiederaufbauarbeit und gedachte anerkennend auch meiner Rede, die er für würdig erklärte, in das goldne Buch des Klubs eingetragen zu werden. Der Abend verlief erfreulich und führte alle Klub- und Gemeindemitglieder eng zusammen. — Mit diesem Festakt beschloß ich meine Präsidentschaft, vor der ich durch den aus der Heimat zurückkehrenden Herrn Schmidt-Scharff Gott sei Dank abgelöst wurde. —

In der zweiten Hälfte April wurde Yokohama in der Mittagszeit von einem ungewöhnlich heftigen Erdstoß heimgesucht, der jedoch keinen größeren Schaden verursachte. Wir älteren Residenten dachten nicht ohne Besorgnis an die Gefahr eines größeren Bebens, da wir in den letzten Jahren die immer häufiger auftretenden und langsam an Heftigkeit zunehmenden Erdstöße als ernstes Vorzeichen ansahen. Aber die Erde beruhigte sich wieder, und einige Monate später sprach kein Mensch mehr davon. —

Mit den Liquidationsprozessen ging es im Schneckentempo weiter. Verhandlungstermine wurden zwar von den Gerichten angesetzt, doch die Kernfragen dabei nicht erörtert. Die Gerichte hielten sich bei Nebensächlichkeiten auf und scheuten sich offenbar, die eigentlichen Probleme anzuschneiden. Die Frage

der Zuständigkeit der japanischen Gerichte war eine Hürde, über die die Richter nicht hinwegkamen. Eine gründliche Erörterung des Problems hätte sie vor die Notwendigkeit gestellt, eine Verordnung ihrer eigenen Regierung als im Widerspruch zum Friedensvertrag stehend, also als unzulässig anzuzweifeln, wofür es ihnen als wohlgezogenen Untertanen aus Respekt vor der Landesregierung und dem Kaiser an Mut gebrach. Ich suchte diesem Hemmnis entgegenzuwirken, das für die Gerichte deshalb so groß war, weil keine einschlägige Literatur vorhanden war. Schließlich kam ich auf den Gedanken, einen bedeutenden Fachmann des Zivilprozesses zur wissenschaftlichen Äußerung über das Problem zu bestimmen und schlug der Botschaft vor, den mir bekannten Prof. Friedrich Stein in Halle a.S., zu dessen Füßen ich einst im Seminar gesessen hatte, über das AA zu einem wissenschaftlichen Gutachten über den Fall anzuregen. Es kam darauf an, die komplizierte Sachlage zu entwirren, die dadurch entstanden war, daß die deutschen Schuldner unter Androhung des Rechtsverlusts in die Zwangslage versetzt waren, innerhalb der vorgeschriebenen Frist Klagen gegen die Forderungen der japanischen Vorkriegsgläubiger vor den ordentlichen Gerichten Japans einzulegen, deren sachliche Zuständigkeit aber nach den Bestimmungen des Friedensvertrags nicht gegeben war, so daß die Gerichte — auf den Klageantrag der Kläger — im Gegensatz zu der Verordnung sich für unzuständig erklären mußten. Tatsächlich lieferte Prof. Stein, der als Mitverfasser des Kommentars zur deutschen Zivilprozeßordnung von Gaupstein auch in Japan als Autorität anerkannt war, zu dem Problem ein vorzügliches Gutachten, das in der "Deutschen Juristischen Wochenschrift" erschien und vielleicht eine seiner letzten Arbeiten war, da er bald darauf starb. Ich konnte diesen wissenschaftlichen Aufsatz meinen Schriftsätzen bei den Gerichten als wertvollen Kommentar anfügen. Das ins Japanische übersetzte Gutachten fand zwar die Beachtung der Gerichte und wohl auch des Justizministeriums, trotzdem aber — wohl im Gefühl der Ohnmacht — umging man das Problem weiter im hohen Bogen, vertagte die Verhandlungen oder ließ sich nur auf unwichtigere Nebenfragen ein, so daß es schien, diese Prozeßführung würde in Äonen nicht zu Ende kommen. Ein weiterer Hebel mußte darum angesetzt werden, um den Gerichten Mut zu machen, sich näher mit dem Problem zu befassen und sie von dem Eindruck zu befreien, daß die deutsche Seite den Forderungen durch Anwendung juristischer Kunstgriffe ausweichen wolle,

ihnen also unsre bona fides zu beweisen.

Hiervon ausgehend schien es mir ratsam, unsern guten Glauben und unsre Loyalität in der Sache dadurch zu erweisen, daß eine oder zwei Klagen gegen die japanischen Forderungen bei dem unsrer Auffassung nach allein zuständigen "Gemischten Schiedsgerichtshof" in London anhängig gemacht würden. Mein Vorschlag wurde von der Botschaft aufgegriffen, und zwei der Fälle sind durch das AA dem Gemischten Schiedsgericht in London unterbreitet worden. Die japanischen Gerichte wurden von mir über diesen Sachverhalt in Kenntnis gesetzt. — Im Frühjahr 1923 trat ein Wechsel in der Beamtschaft der Deutschen Botschaft ein, der auch mich stark berührte, da es sich um meine alten Freunde Thiels handelte. Botschafter Solf hatte es wohl unangenehm empfunden, in Thiel einen Botschaftsrat zur Seite zu haben, der als erfahrener Kenner des Landes besser als er selbst in allen vorkommenden Fragen gründlich Bescheid wußte. Hinzu kam, daß Frau Solf und Frau Thiel nicht miteinander "kramen" konnten. Solf veranlaßte darum, daß Thiel als Gesandter nach Shanghai versetzt wurde. Dieses wiederum verdroß sowohl meinen früheren Kollegen den Gesandtschaftsrat Dr. Mechlenburg als auch den heißblütigen Dr. Plage so sehr, daß beide aus dem Reichsdienst ausschieden. Mechlenburg konnte sich hierbei allerdings auf seinen Gesundheitszustand berufen. Er zog sich in seine Heimatstadt Kiel zurück und hat sich dort als hervorragender Kenner des Japanischen wie auch als sonst äußerst sprachbegabter Mann privatim weiter beschäftigt. Ich habe das Ausscheiden von Thiel und Mechlenburg aus meinem alten Freundeskreis sehr bedauert. Da Thiels ihre Sommerferien in einem ihnen gehörenden Haus in Chuzenji bei Nikko regelmäßig verbringen wollten, konnten wir mit einem häufigeren Wiedersehen rechnen. Dr. Plage nahm später eine Lehrerstellung an einer Koto Gakko, einer höheren japanischen Schule, etwa den letzten Klassen eines deutschen Gymnasiums entsprechend, an. —

Ein erfreuliches Ereignis aus jener Zeit war eine Hochzeitsfeier in unserm Haus. Fräulein Irmgard Lexzau vermählte sich mit Herrn Gottfried Müller, einem Prokuristen der Deutsch-Asiatischen Bank (DAB). Dr. Gundert amtierte als Pfarrer. Danach fand ein festliches Hochzeitsmahl mit Freunden der Neuvermählten statt. Fräulein Lexzau war als Gast ihres Schwagers Böhlke nach Japan gekommen, und das junge Paar hatte sich vor der Verlobung wiederholt in unserm Hause ge-

troffen. Abends erstrahlte der Garten im Lichte vieler Lampions, so daß wir uns draußen vergnügen und die warme balsamische Luft, vom Meere hergeweht, einatmen konnten. Die See zu unsern Füßen rauschte leise herauf, und der Silberschein des Monds lag über dem Garten. In anregenden Gesprächen verweilten wir im Freien. Dr. Gundert erzählte uns von seinen Studien der japanischen Literatur, in der er wie kein anderer Bescheid wußte. Nach altem Brauch wurde das Auto der Jungvermählten, das sie in ihr nahegelegenes Heim auf dem Sagiyama brachte, reichlich mit Reiskörnern beworfen. —

Um mich von der anstrengenden Bürotätigkeit zu erholen und meiner Frau eine Abwechslung zu bieten, unternahmen wir eine Reise nach Kyushu, wo wir Kurume, die Stätte meiner langen Kriegsgefangenschaft, meiner Frau aus meinen Erzählungen längst bekannt, besuchen wollten. Mit einem Dampfer der Osaka Shosen Kaisha landeten wir nach angenehmer Reise durch einen Teil der Inlandsee in dem berühmten heißen Quellort Beppu, genossen dort die heißen Sandbäder und betrachteten interessiert den eigenartig brodelnden Moorschlamm, wie kleine Krater anzusehen, die deutlich an eine Mondlandschaft erinnerten. Von Beppu fuhren wir im Auto einen ganzen Tag lang durch die sehr abwechslungsreiche grüne Landschaft von Kyushu über Hügel, Berge und Pässe hinweg wieder in die Ebene hinunter bis nach Kurume. Von dem alten Kriegsgefangenenlagerplatz war außer einigen Fundamentresten der Baracken nichts mehr zu sehen, aber ich konnte meiner Frau doch die Umgebung und den Koyasan zeigen, den ich als Gefangener so oft erklimmen hatte, und von dem wir die unter uns liegende Landschaft bis zum Chikugoffluß übersehen konnten. Auf der Rückfahrt über Shimonoseki machten wir zwei Tage auf der Insel Miyajima halt, wo wir die schönen Tempelanlagen und das bei Flut im Wasser stehende Torii bewunderten und meine Frau ausreichende Anregung zum Skizzieren fand.

Nach dieser einwöchigen Lustpartie mußte ich mit verdoppeltem Eifer das Versäumte nachholen. Sah ich auf die Arbeit der 2½ Jahre seit Wiederbeginn meiner Praxis zurück, so konnte ich mit dem Erfolg wohl zufrieden sein. Der wirtschaftliche Ertrag war nicht ausgeblieben. Als ich Anfang Juli an einem Sonnabendmittag vom Büro zu meiner Frau zurückkehrte, überraschte ich sie beim Mittagmahl mit einer Flasche des kostbaren 1911er Weins, von dem ich als einziger im Lande einen unschätzbaren Bestand durch die Kriegsjahre gerettet

hatte. Erstaunt fragte meine Frau, was es denn zu feiern gäbe? "Wir feiern ein großes Ereignis", sagte ich, "ich habe heute morgen den Rest der Schulden, die noch auf unserm Hause ruhten, abgetragen. Das schöne Haus gehört uns nun wirklich ganz zu eigen. Ist das nicht einen guten Tropfen wert?" Unsre Gläser klangen zusammen, und wir freuten uns unsres Glücks. Ein langersehntes Ziel war erreicht. Wir lachten darüber, daß ich das Haus eigentlich drei Mal hatte bezahlen müssen: einmal beim ersten Ankauf, dann den doppelten Kaufpreis an die Liquidationsbehörde. Und doch war es eine gute Anlage, denn der gegenwärtige Wert entsprach den durch den Krieg gewaltig gestiegenen Grundstückspreisen.

In der Folgezeit waren es immer wieder die Liquidationsprozesse, mit denen ich mich herumschlagen mußte. Wie konnte man mit den nicht endenwollenden Verhandlungen bei Gericht zu Rande kommen? Sollte man es doch vielleicht wie die Japaner machen und anstatt langwieriger Prozeßführung versuchen, zu einem Vergleichsabschluß zu kommen? Eine solche Gelegenheit sollte sich bald bieten. Einzelne japanische Gläubiger mit geringfügigeren Forderungen, teils solchen auf Auszahlung von Guthaben bei deutschen Banken, teils von geschäftlichen Transaktionen bis zu nur einigen tausend Yen, traten, nachdem sie die Unmöglichkeit günstiger gerichtlicher Entscheidungen erkannt hatten, mit der Frage an mich heran, ob wir diese verhältnismäßig niedrigen Beträge nicht als berechnete Forderungen anerkennen und die Klagen zurückziehen wollten, damit sie aus dem Liquidationsfonds bezahlt werden könnten? Ich hatte das abzulehnen, stelle aber die Gegenfrage, ob sie vielleicht auf dem Vergleichsweg sich mit einem prozentualen Bruchteil ihrer Ansprüche begnügen würden, wofür ich indessen erst die Genehmigung der Botschaft bzw. des AAs einholen müsse. Ein paar Gläubiger schienen einem solchen Vorschlag nicht abgeneigt zu sein.

Mir war klar, daß mein Vorschlag, der Prozeßführung durch Vergleichsabschlüsse ein Ende zu setzen, nicht viel Gegenliebe beim hohen AA finden würde, denn es ging ja um prinzipielle Entscheidungen, namentlich in der Kursfrage, um das deutsche gepfändete Privatvermögen tunlichst zu schonen, dessen Heranziehung ohnehin als unsittlich und jeder normalen Rechtsauffassung zuwider empfunden wurde. Ich entschloß mich denn auch nur zögernd, der Botschaft diesen Ausweg aus der üblen Verstrickung vorzuschlagen und mich zu ermächtigen, bei allen

sich ergebenden Gelegenheiten den einzelnen japanischen Beklagten bis zu höchstens 50% ihrer Forderungen zuzugestehen. Die Botschaft gab meinen Vorschlag ans AA weiter, das mir erst nach vielem Hin und Her seine Zustimmung hierzu erteilte. Eine kleine Reihe der Prozeßfälle konnte auf diese Weise ohne langes Feilschen mit den japanischen Gegenparteien durch Vergleichsabschlüsse vor den Gerichten aus der Welt geschafft werden. Die Sache sprach sich herum, und ich war im besten Zuge, mit einer größeren Anzahl von Gläubigern unbedeutender Forderungen Vergleiche oft nur bis zu 25 oder 30% ihrer Ansprüche abzuschließen, als ein Ereignis eintrat, das diese günstig verlaufenden Verhandlungen jäh unterbrach.



## Das Ereignis

(Das große Erdbeben vom 1. September 1923)

Gegen Ende August war ich nach Chuzenji oberhalb Nikkos an den kühlen Bergsee gefahren, um ein kurzes Wochenende mit meiner Frau, die dort im Lake Side Hotel ihre Sommerferien verbrachte, zu verleben und mit ihr behaglich ihren Geburtstag zu feiern. In der Niederung herrschte eine ungewöhnlich heiße Tropenglut, und einige Nächte in den kühle Bergen zuzubringen war erfrischend und erholsam. Am 28. August fuhr ich mit der Bahn nach Yokohama zurück. Unterhalb des Gebirges war die Luft besonders drückend und schwül, nahezu beklemmend. Ausländer fuhren damals immer 1. Klasse. Die Wagen hatten nur an den Längswänden Polstersitze, die weiß überzogen waren. Die Hitze war so groß, daß mancher Japaner es sich selbst in der 1. Klasse in leichtester Gewandung sehr bequem machte. In Utsunomiya stieg ein Bauer zu uns in den Wagen in einer Aufmachung, die sogar die japanischen Fahrgäste zu Bemerkungen reizte: er trug über einem Lendenschurz nichts als einen dünnen grünlichen Gazeumhang in der Art altmodischer Moskitonetze. Er war sehr komisch anzusehen, bewegte sich aber völlig ungeniert unter den andern leicht aber anständig gekleideten Reisenden.

In Yokohama goß es in Strömen, und nachts entlud sich ein langanhaltendes schweres Gewitter über der Stadt. Ein auf hohem Mast vor meinem Haus angebrachter Transformator wurde vom Blitz getroffen, und das Licht ging aus. Es goß ununterbrochen weiter bis zum Morgen. Die drückende feuchte Luft hielt auch in den nächsten Tagen an. Sie verursachte Kopfweh und machte mißmutig zur Arbeit. Viele Ausländer benutzten daher gern den nationalen Festtag am 31. August, den Geburtstag des Kaisers Taisho, um zu einem längeren weekend in kühlere Gebirgsregionen zu flüchten. In der Nacht zum 1. September prasselte bei starkem Südwind wieder anhaltender Tropenregen hernieder, anscheinend der Ausläufer eines Taifuns, der sich irgendwo in der Nähe Japans austobte. In den Morgenstunden regnete es noch so heftig, daß es fast unmöglich schien.

ins Büro zu gehen, doch plötzlich hörte der Regen auf, der Sturm legte sich, die Sonne kam raus, und ich konnte losmarschieren. Von meinem japanischen Stab waren nur wenige erschienen. Einige waren in Gerichtsverhandlungen unterwegs, andre blieben wohl der Witterung wegen aus oder wollten nach dem vorangegangenen Festtag noch den halben Sonnabend blau machen.

Ich ging an meine Arbeit. Ich hatte mit der eben eingetroffenen "Empress of Canada" viel Post aus der Heimat erhalten, die ich studierte, als urplötzlich mittags 2 Minuten vor 12 Uhr der erste Erdstoß mit so ungewöhnlicher Heftigkeit erfolgte, daß ich im Augenblick die kommende Katastrophe fühlte. Von Sekunde zu Sekunde wurden die Stöße stärker, die Erde zitterte, bebte und schwankte, der Erdboden schien unter den Füßen wegzurollen, sich dabei hebend und senkend. Ich sprang ans offene Fenster meines Arbeitszimmers im Oberstock. Es war zur Hälfte nach oben aufgeschoben, es bot keinen Halt, aber ich klammerte mich dennoch daran fest und versuchte, mich bei den ungeheuren Erschütterungen des Fußbodens festzuhalten, um im Falle äußerster Gefahr vielleicht durch das Fenster entkommen zu können. Ich beobachtete nun scharf — ohne Aufregung oder Panik und ohne stärkeres Herzklopfen, aber mit größter Spannung — wie in meinem Raum die Gegenstände zu tanzen begannen, ob die Decke über mir herunterkommen oder der Fußboden unter mir ins untere Stockwerk absinken würde. Nichts dergleichen geschah. Eine Lampe in der Mitte des Raums holte zu so großer Pendelschwingung aus, daß sie bei den anscheinend in wechselnder Bewegung erfolgenden Erschütterungswellen an der Decke zerschellte. Zwei Akten- und Bücherschränke mit aufeinandergesetzten auswechselbaren Fächern brachen wie auf Kommando zusammen, indem erst das oberste, dann die folgenden Fächer hinuntersausten. Alles im Zimmer lag wüst durcheinander. Das ganze Hause krachte und knackte — ein Donnerschlag von der Treppe her. . . . Die ersten Stöße hatten sich ausgetobt. Ich stürmte ins Zimmer meiner Japaner. Die ganze Gesellschaft war wie die Hasen die Treppe hinuntergeflüchtet, nach dem Chef hatte sich keiner umgesehen. Ich lief nun selbst die Treppe hinunter, deren letztes Drittel eingestürzt war. Ein Teil des Schornsteins, aus schweren Ziegelsteinen bestehend, hatte sie zerrissen und lag als großer Trümmerhaufen unten. Das war das Donnergetöse gewesen, das ich vernommen hatte. Ich sprang, nur mit Hemd und Hose bekleidet, mit

Leichtigkeit hinunter. Im Hinterhof des Hauses standen in gebührender Entfernung meine deutschen Mitbewohner aus den verschiedenen Büros. Die Erde rollte unausgesetzt in heftigsten Schwankungen. Alle standen bleich und aufgeregt herum und warteten auf den Einsturz des Gebäudes, das sich etwas schräg geneigt hatte. Ich erklärte das, nachdem die ersten verheerenden Stöße vorbei waren, für unwahrscheinlich. Keiner hatte Schaden gelitten, aber von überall her hörte man es rufen und schreien, und von ferne sahen wir, daß größere Steinhäuser jämmerlich zusammengefallen waren. Sollten wir gleich zu Hilfe eilen? Ich wollte schon in Richtung des lauten Geschreis davoneilen, als ich aus einem Eckhaus schräg gegenüber eine helle Lohe aufschlagen sah. Es war das Haus der Firma Ahrens. Das Labor der von ihr vertretenen Badischen Anilin- & Soda-fabriken schien zu brennen. Ich rannte dorthin. Freunde aus der Firma, schwer bestaubt, Mörtel in den Haaren, liefen wie von Sinnen herum, im Labor seien 20 Japaner tot. Dort war Feuer ausgebrochen. Eine hohe Flamme schlug aus dem Hinterhaus empor und flackerte direkt auf unser Bürohaus zu. Ich rief den im Hof Herumstehenden zu: "Wir brennen in einer halben Stunde ab, jetzt heißt's retten, was möglich ist. Ich steige in unser Büro zurück!" Sie hielten das für Wahnsinn und wollten mich davon abhalten. Das Haus könne jeden Moment unter den Erschütterungen kollabieren. Ich machte mich los und kletterte wie einst als Soldat am Escalodiergerüst an der freischwebenden Treppe in die Höhe, schloß eilends meinen Safe auf, ergriff alle wichtigen Dokumente, Bank- und Wertpapiere, sammelte die Urkunden in einer Kasette und schloß den Geldschrank vorsichtig wieder zu. Dann packte ich in eine glücklicherweise sehr große Aktentasche die greifbaren wichtigsten Akten und alles, was an Briefschaften auf meinem Schreibtisch lag, Nummernbücher über laufende Gerichts- und patentamtliche Sachen usw., zog meine weiße Jacke über, stülpte den Panama auf und warf einen letzten Blick auf meine durcheinandergefallenen Akten und Bücher. Da lagen die Früchte meiner Arbeit von 13 Jahren: Schriftsätze, Rechtsgutachten, Übersetzungen japanischer Gesetze, Akten über alle von mir geführten Prozesse, den Siemens-Skandal und die schwebenden Liquidationsverfahren, die Bücher meiner großen juristischen Bibliothek mit den unersetzlichen älteren Übersetzungen japanischer Gesetze — alles würde in kürzester Frist ein Raub der Flammen werden! Mit einem Ruck wandte ich mich zur Tür. Mit der schweren

Kassette in der Rechten und der großen Aktentasche in der Linken setzte ich mich beim Sprung über die Treppe gehörig auf meinen Hintern. Ich zeigte den Draußenstehenden meinen Raub und eilte zur nahegelegenen DAB an der Ecke einer breiten Straße, um dort meine geretteten Akten in Sicherheit zu bringen. Wie angewurzelt blieb ich stehen, als ich von dem hohen weißen Steingebäude nur noch die Fassade stehen sah. Das ganze obere von Bankdirektor Sandberg bewohnte Stockwerk war verschwunden. Über dem Privateingang des Hauses hockte auf herausragenden wagerechten Tragepfeilern des zerstörten Balkons eine über und über mit Mörtel und Staub bedeckte Frauengestalt: Frau Sandberg. Man warf ihr aus der unmittelbar daneben liegenden Feuerwehrration Taue zum Festmachen an einer der Streben zu. Sie war dazu nicht imstande. Eine Feuerwehrleiter wurde angesetzt. Wir hielten sie fest, und Frau Sandberg stieg langsam herab. "Wo ist mein Mann?" schrie sie. "Keine Sorge, er ist in Sicherheit und nur mit einem Bein unter einem Stück Mauerwerk festgeklemmt. Wir werden ihn gleich freimachen". Sie wurde in den benachbarten städtischen Park geführt, wo viel Volk zusammenströmte, auch Verletzte und Tote hingetragen wurden. Schon glaubten wir alle, kräftig helfend überall eingreifen zu können, da zuckten von den verschiedensten Gebäuden und Ruinen Flammen auf, Qualm breitete sich in den Straßen aus, und die herumirrenden Menschen wurde von einer Panik ergriffen. Allenthalben drängten sich die schwer gepackten Leute zur Flucht aus dem Zentrum der Stadt, aus der Feuergefahr und den nicht endenwollenden Erschütterungen der Erde, um sich in Sicherheit zu bringen. Immer wieder hörte man Mauerstücke von Hausfassaden zusammenkrachen, jede enge Gasse war lebensgefährlich. Die Straßen waren durch Ziegel, Mörtel und Staub verwüstet, die Wasserleitungen geplatzt, an vielen Stellen waren durch das ausströmende Wasser tiefe Löcher entstanden, in die verängstigte Menschen hineinstolperten, mit jeder Minute nahmen die Brände zu, durch den Wind verstärkt. Flammen und Rauch trieben die Menge zu immer rascherer Flucht an. So sehr ich mich getrieben fühlte zu helfen: wo sollte man anfangen? wo konnte man als einzelner mit schwachen Kräften eingreifen? Alles drängte aus dem Settlement hinaus in die Wohngegenden auf dem Hügel von Yokohama. Ich wurde mitgerissen und gelangte zu einem der Kanäle vor dem Jizo-Saka, dem am weitesten nach Westen gelegenen Hügel zum Bluff hinauf. Hier

stieß ich auf Gelder von der Firma Otto Reimers, der sich erbot, mir etwas von meiner schweren Last abzunehmen. Die Brücke über den Kanal war abgerissen. Ich gab Gelder einen Teil meines Gepäcks, sprang mit einem Satz auf die Brücke, von wo ich ihm die Sachen wieder abnehmen und ihm die Hand reichen wollte zu einem gleichen Sprung. Aufgeregt und verängstigt wagte er ihn nicht! Das Gedränge hatte zugenommen. Einige stürzten in den schlammigen Kanal, wurden aber wieder herangezogen. Das Durcheinander wuchs. Gelder faßte immer noch keinen Mut. Er blieb stehen, traute sich auch nicht, mir meine Sachen zu reichen, die übereinander purzelnden Leute erschreckten ihn zu sehr. Er winkte ab. Er wollte den Übergang über den Kanal an anderer Stelle versuchen. Noch einmal zurückzuspringen war mir wegen der nachdrängenden Menschheit unmöglich. Ich überschritt die Brücke, sprang an das gegenüberliegende rettende Ufer, aber auch hier, unterhalb des Hügels, war schon Feuer ausgebrochen, ein großes Holzlager brannte lichterloh. In größter Sorge um mein an den zaghaften Gelder abgegebenes Aktengut ging ich die Hügelstraße hinauf. Plötzlich war Gelder wieder da! Er war mit einem Kahn ans andre Ufer gelangt. Mir fiel ein Stein von der Seele — aber, o Schreck! der Ausgang oben auf dem Hügel war durch helles Feuer und schweren Qualm blockiert. Wir mußten den Hügel wieder halb hinuntergehen, um über eine Tempelanlage zur Höhe zu gelangen. Oben brannten in engen Gassen japanische Häuser, an denen wir vorbeirasen mußten, koste es was es wolle, um die breitere Fahrstraße wieder zu erreichen. Tief Atem holend liefen wir so schnell es ging mitten durch dichten Rauch und waren nach gut 100 Metern aus dem Bereich der brennenden Häuser heraus. Die von der Höhe abwärts führende Fahrstraße zu meiner Wohnung war erreicht. Hier herrschte merkwürdigerweise völlige Ruhe, nirgends Feuer, nur wenige kleine japanische Häuser waren beschädigt oder eingestürzt. Die Menschen hatten sich verlaufen. Gelder schwenkte ab, und ich hatte meine Last wieder allein zu tragen. Hinter mir sah ich die ganze Wohngegend der Europäer um den Bluff herum im Feuer liegen. Aufregung auch hier. Ich bat wiederholt tatenlos Herumstehende mir tragen zu helfen. Alle schüttelten den Kopf.

Schwer drückte die Sorge, ob das eigne Haus dem Erdbeben standgehalten hatte. Ich rannte an den Tribünen des Rennplatzes vorbei, von wo aus ich es würde erspähen können. Ich sah es nicht! Ich erschrak zu Tode und setzte mich völlig

erschöpft einen Augenblick nieder. Beim Näherkommen sah ich, daß der Oberstock einige Meter nach unten gesackt war, aber es brannte nicht, und das war ein kleiner Trost. Im Bogen wand sich der Fußpfad meinem Hause zu. Auf dem großen Rasenplatz zwischen meinem europäischen und japanischen Haus hockten meine Dienerschaft und ein Officeboy, die, als sie mich erblickten, aufsprangen und gellende Schreie ausstießen, womit sie mich furchtbar erschreckten. Der Officejunge hatte meinen Leuten gesagt ich sei tot. Jetzt glaubten sie, meinen Geist daherwandeln zu sehen. Ich überzeugte sie davon, daß ich leibhaftig vor ihnen stand. Die guten Menschen stärkten mich erst mal mit Essen und Trinken. Mein alter Koch hatte natürlich beim Ausbruch des Erdbebens das Feuer im Herd sofort gelöscht und kein Mittagbrot machen können. Wie spät mochte es sein? Ich mußte so gegen 4 Uhr zu Hause angekommen sein. Ich wußte es nicht. Traurig stellte ich fest, daß ich meine kostbare Glaushütter Taschenuhr auf dem Schreibtisch im Büro hatte liegen lassen....

Ich sah mir nun die Ruine meines Hauses an und stellte fest, daß die beiden großen Schornsteine aus Ziegelsteinen, von denen der eine nach Süden, der andre nach Norden abgebrochen war, das Haus zerrissen und den aus Holz gefügten Oberstock zum Einsturz gebracht hatten. Das untere Stockwerk aus Mauersteinen war gänzlich zertrümmert, darauf lag der Oberstock. Er war nach unten gesunken, im ganzen aber unbeschädigt. Das Dienerhaus, fast ganz aus Holz gebaut, war wohl erhalten. Mein schöner Blüthner-Flügel war mit seinem Hinterbein hilflos eingeklemmt und lag schräg nach oben im Freien.

Meine Leute holten vom oberen Stockwerk alles für die Nacht Notwendige heraus, die Fenster wurden mit Brettern vernagelt, alles mußte in Sicherheit gebracht werden, da Diebe zu erwarten waren. Mein benachbartes japanisches Haus, das an den zur Zeit abwesenden Herrn Luthmann von der China Export-Import- & Bank-Co., A.G. vermietet war, hatte zwar eine Menge Dachziegel verloren, angebaute Teile wie Küche und Badezimmer waren eingefallen, größerer Schaden war aber nicht entstanden.

Nach den notwendigsten Aufräumarbeiten und Sicherheitsmaßnahmen saß ich mit meinen Leuten auf dem Rasenplatz vor den beiden Häusern und beobachtete die immer stärker werdenden Rauchschwaden am südlichen und östlichen Horizont. Die ganze Stadt schien zu brennen. In der Dämmerung gesellte

sich plötzlich ein Amerikaner zu mir. Erschöpft, aber erfreut, nach der Flucht aus der brennenden Stadt wieder einem Weißen zu begegnen, setzte er sich zu mir. Wir stärkten ihn mit einem Getränk und etwas Brot. Er blutete stark aus einer Wunde am Kopf, die wir verbanden. Er war, aus Amerika kommend, erst heute morgen in Yokohama gelandet und beim Besuch einer amerikanischen Firma vom Erdbeben überrascht worden. Er war zwar rechtzeitig aus dem Haus gestürmt, aber hingefallen und von herabstürzenden Steinen am Kopf getroffen worden. Dann war er planlos herumgeirrt, um für die Nacht eine Unterkunft zu finden. Bei mir konnte er nur im Grünen nächtigen, denn unter das Dach des japanischen Hauses zu gehen getraute ich mich nicht bei den immer noch heftigen Erdstößen. Der Amerikaner zog aber vor nach Kamakura zu wandern, wo er früher einmal im Kaihin Hotel gewohnt hatte. Ich wies ihm den Weg an der Küste entlang, er würde vier Stunden brauchen und bei Nacht schwerlich hinfinden. Meine Leute waren heilsfroh als er endlich aufbrach. Sie fürchteten, ihn miternähren zu müssen. Wir hatten aber keine genügenden Vorräte.

Ich kritzelte ein paar Zeilen für ein Telegramm und einen Brief an meine sich gewiß sehr sorgende Frau auf und beauftragte den bei uns hockenden Officeboy, diese auf irgendeine Weise nach Nikko-Chuzenji zu expedieren. Nach 4-5 Stunden kam er erschöpft unverrichteter Sache zurück. Es gab keine Post, kein Telegraphenamt und keine Möglichkeit, aus dem brennenden Yokohama herauszukommen. Die Stadt war von einem Feuergürtel umschlossen.

Auf dem Rasen wurde ein Behelfslager für mich hergerichtet. Im Liegen spürte man, wie die Erde vibrierte und etwa alle 2-3 Minuten zu einer stärkeren Erschütterung ausholte. Im Dunkeln breitete sich vor uns ein Flammenmeer aus, das bis auf ein Segment im Westen vor der Fujigegend den ganzen Horizont in einem großen Kreis umspannte. Auch der südlich gelegene Kriegshafen Yokosuka brannte, und mit Staunen bemerkte ich, daß es selbst vom Meer her wie von einem Feuerring aufblitzte. In Yokosuka mußten die Öltanks ausgelaufen sein und der brennende Inhalt sich ins Meer ergossen haben. Von meinem hohen Lagerplatz, etwa 75 m über dem Meer und der Stadt, konnte ich dieses schaurig-schöne Schauspiel der aus der Tiefe zum Himmel aufsteigenden roten Glut verfolgen. Immer neue Feuergarben schossen in die Höhe. Nördlich stiegen plötzlich riesige Rauchschwaden hoch in die Luft, aus denen in Absätzen

helle Flammen aufzüngelten. Das mußten die großen Öltanks sein, die in der Nähe der Eisenbahn (späteren Yokohama Hauptstation) in Brand geraten waren. Ich starrte lange in dieses ungeheure großartige Schauspiel. Es war, als wollte die ganze Welt um uns herum in Flammen zu Grunde gehn: ein Weltuntergang, eine Götterdämmerung — und in dem Widerschein der Glut hoch in den Wolken tauchte das Bild von Walhall vor mir auf, wo der hohe Göttersitz mitsamt der ganzen Welt in Flammen versinkt....

Lange wurde der Blick durch dieses Schauspiel gebannt, bis der Flammenkreis überall allmählich in rote Glut überging. Schauern ergriff das Herz beim Gedanken an die zahllosen Menschen, die sich nicht hatten retten können und, sicher zum großen Teil verschüttet, ein grausiges Ende gefunden haben mußten. Vergegenwärtigte ich mir noch einmal die Bilder der aus der Stadt fliehenden Menschheit, wo jeder nur an sich und seine nächsten Angehörigen dachte, so fragte ich mich verwundert, wo die sonst so bewährte und vielgerühmte Hilfsbereitschaft der Japaner geblieben war? Wo war die Feuerwehr, die, gut ausgerüstet, bei den ersten Bränden wohl hatte eingreifen können? In der großen Feuerwehrstation neben der DAB hatte ich Wagen und Gerätschaften, aber nicht einen einzigen Feuerwehrmann erblickt. Alle hatte der Schreck irgendwie gelähmt. Nirgends hatte man die Polizei einen Versuch machen sehen Ordnung zu schaffen, Rettungsgruppen zu bilden und sie bei den Verschütteten anzusetzen. Die Größe des Unglücks hatte alle verwirrt und in die Flucht gejagt. Hin und her schweiften die Gedanken und wanderten wieder zu meiner Frau, die in furchtbarer Angst um mich schweben mußte, ohne daß ich ihr zurufen konnte: "Ich lebe ja, und bald werden wir uns wiederhaben!" Ich schauderte bei dem Gedanken, daß sie beim Zusammenbruch im Haus hätte sein können! So waren wir beide jedenfalls unbeschädigt dieser Katastrophe entgangen. — An Schlaf war nicht zu denken, die Hitze war unerträglich, dazu umschwirrten mich die vielen Moskiten. Meine beiden großen Hunde Wolf und Bär waren ebenso unruhig wie ich, sie stürmten wild bellend umher, um sich dann wieder neben mich zu legen. Die Erde zitterte und knisterte weiter. Meine alte Dienerin, die mit der ganzen Gesellschaft unweit von mir auf dem Rasen lag, sagte bei jedem neuen Erdstoß: "mata kima-shita" — da ist es wieder....

Dämmernd brach der Sonntagmorgen an. Wir standen auf,



es wurde Tee gekocht und ein Frühstück für mich bereitet. Dann sah ich mir im hellen Morgenlicht abermals die Ruine meines schönen Hauses und das japanische Haus an. Dieses war im ganzen intakt und würde nach flüchtiger Bedeckung mit neuen Ziegeln in einigen Tagen wohl eine Unterkunft bieten.

Gelder, mein Begleiter auf der gestrigen Flucht, brachte erste Nachrichten über Verluste und Vermißte unter den deutschen Landsleuten. Das Haus der China Export-Import Co., vormals Otto Reimers gehörig, ganz aus Stein gebaut, sei eingestürzt und habe zwei junge Deutsche, von Massenbach und Loppau, unter sich begraben. Andre seien verletzt und mit verbundenem Kopf im Settlement gesehen worden. Die ganzen Wohnhäuser der Fremden auf dem Bluff seien zusammengebrochen, auch unser neuer Klub mit dem schönen am 1. April letzten Jahres so festfreudig eingeweihten neuen Saal. Genaueres konnte man noch nicht erfahren.

Ich ging über den Rennplatz, wo manche Häuser schwer gelitten hatten, aber nur ein einziges durch Feuer zerstört war, das dem früheren Chef von Illies, Rudolf Pohl, gehörte. Dort hatten einst meine Freunde Ostwalds gewohnt. Auf dem anschließenden Sagiyama sahen die meisten von ihren Bewohnern verlassenen Häuser schlimm aus, waren aber nicht niedergebrannt. Müller von der DAB war bei seinem Haus, das durch einen umgefallenen Schornstein in zwei Teile zerschnitten war, nicht zu finden.

Ich besuchte die in der Nähe wohnende Frau Kressler, deren Mann, Koto Gakko-Lehrer, tags zuvor in aller Herrgottsfrüh nach dem nordöstlich von Tokyo liegenden Urawa in seine Schule gefahren und noch nicht heimgekehrt war. Ich versuchte, die verzweifelte mit ihren Kindern vor dem übel zerfallenen Haus im Freien sitzende Frau zu trösten. Vorübergehende hatten die Kunde verbreitet, auch Tokyo sei vom Erdbeben betroffen und durch Feuer vernichtet worden. Alle Verbindungen seien abgeschnitten, Verkehrsmittel und Brücken zerstört. Immer neue Schreckenskunden wurden laut, wilde Gerüchte gingen um: die Koreaner hätten sich die Katastrophe zunutze gemacht, Häuser ausgeraubt und angesteckt, Leute ermordet und sogar Brunnen vergiftet, so daß man sich nicht mehr getraue, Brunnenwasser zu trinken. Die aufgeregte Volksseele begann sich gegen die Koreaner als die Schuldigen zu wenden und sie zu erschlagen, wo man sie fassen konnte. Ein Massenwahn schien sich ausgebrochen zu sein. Sich nach dem großen Brand über den Zu-

stand von Yokohama zu orientieren war vorläufig unmöglich. Dicker Qualm lag über dem Settlement, und der Brandgeruch erfüllte die Luft bis zum Sagiyama.

Ich hörte, daß sich Sicherungsmannschaften zu Verbänden zusammengeschlossen hätten, um die Plünderung der verlassenen Häuser zu verhüten. Ich traf vor meinem Hause eine solche Gruppe des Jungmännerverbands, die mir vollen Schutz zusicherte. Eine Wachmannschaft wurde unterhalb meines Hauses beim Hachiman-(Kriegsgott-)Tempel einquartiert, ich solle in Notfällen Signale geben. Wir verabredeten, daß der Gong geschlagen werden solle.

Nachts lag ich wieder schlaflos im Freien. Der große Feuerkranz war einer noch hie und da aufglühenden unheimlichen Glut gewichen. Der Erdboden schwankte immer noch unter Erschütterungswellen, es war ratsam, nicht in der Nähe des japanischen Hauses zu sein.

Am nächsten Tag schenkte mir ein Freund eine herrliche lange Wurst und berichtete, die große "Empress of Canada" habe an die tausend fliehende Europäer und Amerikaner aus Yokohama in Obhut und Pflege an Bord genommen. Wer wolle, würde gratis nach Kobe befördert werden. Wir sollten uns überlegen, ob wir davon nicht Gebrauch machen wollten, einige Deutschen wären schon an Bord. Nach kurzer Überlegung lehnte ich das ab. Bei einer Übersiedlung nach Kobe würde ich mich viel zu weit von meiner Frau entfernen. Ich hoffte doch, in kürzester Frist auf irgendeine Weise mit ihr in Verbindung zu kommen, außerdem galt es, mein Eigentum gegen Raubüberfälle zu schützen und was möglich war aus der Ruine zu bergen. Nein, ich hatte auszuharren, wiewohl ich bis zu Kresslers auf dem Sagiyama als einziger Europäer im Umkreis von 2 bis 3 km zurückblieb. Wohin man schaute standen nur mäßig beschädigte Häuser, von ihren Bewohnern verlassen. Das mußte ja die Diebe geradezu anlocken, und sicher würde ich in den nächsten Tagen mit Gangstern Bekanntschaft machen.

Ich gab dem Übermittler der Nachricht über die Passagegelegenheit zwei Telegramme an meine Frau mit, die der eine oder andre Bekannte auf der "Empress" aufgeben sollte.

Meine Leute hatten mir unter einem großen Nußbaum neben dem japanischen Haus auf meinem Liegeplatz ein sehr willkommenes Moskitonetz aufgeschlagen. Ich hielt es aber nicht für ratsam, in der Nähe eines Hauses zu nächtigen und ließ es deshalb auf dem Rasen anbringen. Hier wollte ich, gegen die

bösen Moskiten geschützt, zum Abendbrot meine gute Wurst verzehren, die mein Koch neben mich gelegt hatte, aber siehe da! sie war verschwunden! Mein großer Bär hatte sie sich zu Gemüte geführt, nur Papierfetzen lagen noch herum. Schuld- bewußt hielt der Hund sich fern.

In dieser Nacht holte ich den Schlaf von zwei Nächten nach und konnte am nächsten Morgen mit meinen Leuten energisch an die Bergungsarbeit des greifbaren Hausrats gehen, der in ziemlichem Durcheinander in das japanische Hause geschafft wurde. Dann suchte ich wieder Frau Kressler auf. Sie war übergücklich ihren Mann wiederzuhaben, der nach vergeblichen Versuchen, mit der Bahn von Urawa fortzukommen, zu Fuß im großen Bogen um das brennende Tokyo herum gewandert und trotz schwacher Konstitution erschöpft zwar, aber wohl- behalten zu Hause angelangt war. Kresslers rieten mir, die in der Nähe wohnende Frau Bünting, die nachmittags mit der "Empress" abfahren wolle, um die Beförderung eines Tele- gramms an meine Frau zu bitten. Frau Bünting versprach, ihr gleich nach der Landung in Kobe zu drahten. Immer drückender quälte mich die Sorge um meine auf Nachricht wartende Frau, und immer wieder überprüfte ich alle Möglichkeiten mit ihr in Verbindung zu kommen. Aber noch schienen alle Wege versperrt, und es war aussichtslos, über Tokyo hinaus eine Nachricht zu schicken.

Ich traf Müller von der DAB vor seinem Haus. Er war in der selben Lage wie ich, mußte sein Eigentum schützen und konnte auch seiner Frau, die in Karuizawa weilte, keine Nach- richt geben. Von ihm hörte ich zuerst über das grausige Schicksal Sandbergs; vergeblich hatte man versucht, das große schwere Mauerstück, das dem armen Menschen ein Bein eingeklemmt hatte, mit Äxten und Hämmern zu zerschlagen. Das Feuer war immer nähergekommen, und man hatte keinen andern Ausweg gefunden ihn zu befreien, als ihm nach Abbinden der oberen Gliedmaßen das Bein unterhalb des Knies mit einem Beil abzu- schlagen. Dieser Schock sei so furchtbar gewesen, daß er un- mittelbar nach dem Transport zu seiner Frau im Park ver- schieden war. Müller wollte sich jetzt nach seiner Leiche umsehen.

Müller und ich verabredeten, am nächsten Morgen in die zerstörte und immer noch qualmende Stadt zu wandern. Bald nach Tagesanbruch setzten wir uns in Marsch. Der Bluff mit den Wohnhäusern der Ausländer war so gut wie ausgebrannt.

Was noch stand war natürlich allen Eindringlingen zugänglich. Daß auch unser Klub als das letzte der in dieser Reihe etwas unterhalb des Bluffs liegenden Häuser abgebrannt war, hätten die Zedern im Garten verschuldet, die in Brand geraten wären, erklärte unser Klubökonom, den wir trafen. Ich konnte das nicht glauben. Bei größerer Geistesgegenwart und Alertheit hätte sich das Unglück wohl verhüten lassen, aber zwecklos, darüber nachzugrübeln....

Die Motomachi mit ihren vielen Verkaufsläden existierte nicht mehr. Schwelende Balken mußten überschritten werden. Von den Brücken, die über die Kanäle führten, waren nur noch wenige passierbar. In den Kanälen trieben Leichen umher. Ein erschütterndes Bild ist in mir haften geblieben: eine tote Mutter im Wasser, Angst und Schrecken in den noch offenen Augen, den Kopf nach ihrem Kinde, das sie auf dem Rücken trug, umgewendet....

Im Settlement und im Geschäftszentrum vorm Hafen war die Verwüstung am schlimmsten. Was an größeren Häusern stehengeblieben war, mußte bei neuen Erdstößen völlig zertrümmert werden. Manche Straßenzüge waren kaum noch zu erkennen. Alles war von Mauersteinen, Telegrafentangen und einer unglaublichen Menge von Drähten übersät, die nur mit größter Vorsicht überquert werden konnten. Wir mußten Umwege machen, um nicht in den Drahtnetzen hängenzubleiben.

Matrosen von der "Empress" und andern Dampfern waren überall mit Bauchläden voller Nahrungsmitteln unterwegs. Sie boten uns Konserven, Schokolade, Kognack, auch Zigaretten u. dgl. an und forderten uns immer wieder auf, an Bord zu kommen. Wir müssen wohl einen erbarmungswürdigen Eindruck gemacht haben, angeschwärzt vom Qualm, der immer noch aus Balken, Holzwerk und Kohlenlagern aufstieg und uns zu Kreuz- und Querwegen zwang, um unsre Schuhe vor dem Ansenzen zu bewahren. Der gute vorsichtige Müller hatte sich mit einem gehörigen Rucksack versehen und packte von den freigebigen Spenden ein, was hineinging. Die Sonne brannte, und die Ruinen, über die wir kletterten, strahlten große Hitze aus. Das machte durstig. Man bot uns ausreichend Flaschenbier an. Die Kellereien der Kirinbrauerei waren aufgetan und überall sah man mit Bierflaschen beladene Japaner. Auch Müller steckte davon, soviel er unterbringen konnte, in seinen Rucksack. Endlich gelagten wir zum Stadtpark. Dort lag die Leiche Sandbergs in einer Kiste. In der Nähe war ein großes Polizeizelt auf-

geschlagen. Ich beschwor den Obersten uns zu gestatten, die Leiche noch am selben Nachmittag an Ort und Stelle provisorisch zu begraben. Er lehnte das ab. Das Wegräumen der Toten müsse amtlich vorgenommen werden, nirgends aber sah man Anstalten dazu. Der Park war von Leichen übersät, die z.T. grauenhaft entstellt herumlagen, die Leiber schon gedunsen, die Gesichter verquollen. Viele schienen erstickt zu sein. Es wimmelte von Fliegen, Moskiten und andern Insekten. Ich wies den Beamten auf die große Seuchengefahr hin, aber die hohe Polizei sah dem allen gleichmütig zu. Sie beschäftigte sich angelegentlich mit Biertrinken. Müller hatte während des eifrigen Disputs mit den Polizisten zwei seiner Bierflaschen vor sich hingestellt, die im Handumdrehen verschwunden waren. Die ebenfalls durstigen Polizisten hatten sich ihrer bemächtigt und sie schon halb geleert, füllten sie aber gelassen aus andern Flaschen wieder auf, als sie sich ertappt fühlten und reichten dem schimpfenden Müller die seinen zurück. —

Mein Bürogebäude war nur noch ein Schutthaufen. Viele Safes lagen herum, z.T. unter angebrannten Balken oder in Schutt und Mörtel vergraben. Ich konnte den meinen nicht erkennen, aber irgendwo mußte er ja liegen. Alles war noch viel zu heiß um angefaßt zu werden. In mühsamer anstrengender Wanderung gingen wir von der Stätte der Verwüstung zum Bluff zurück.

Wir trafen den Landsmann Andresen, dessen Familie in Hakone verunglückt war. Frau Andresen war gerettet und bei ihm, aber eine halbwüchsige Tochter und die Erzieherin waren in dem zusammengebrochenen Hakone Hotel umgekommen, der Sohn schwer verletzt. Man hatte ihn schon an Bord der "Empress" gebracht, die Eltern waren zum Aufbruch dorthin gerüstet. Nach allem was er erlebt hatte mußte ich die Fassung des Vaters Andresen bewundern. —

Müller war froh, in mir einen guten Freund und Schicksalsgenossen zu haben und folgte gern meiner Einladung, sein Quartier bei mir aufzuschlagen. Die Erde hatte sich so weit beruhigt, daß wir Mut faßten, in dem japanischen Haus und endlich mal wieder in einem Bett zu schlafen.

Die folgenden Tage vergingen mit Aufräumungsarbeiten, dem Ordnen der sich immer mehr anhäufenden Sachen aus dem großen Haus und regelmäßigen Patrouillengängen um meine Ruine, da von Sicherungsmaßnahmen des Jungmännerverbands nichts zu spüren war. Noch fehlte jede behördliche Organisation,

den Plünderungen und Greuelthaten gegen die Koreaner Einhalt zu gebieten. Eines Mittags sah ich, wie ein Haufe Japaner mit Speißen, Schwertern und Gewehren mit aufgepflanzten Bajonetten zwei armselige Koreaner, die in ihrer Angst von einem Haus zum andern sprangen, verfolgten und zu Tode hetzten, ein schauerlicher Anblick, von dem ich mich mit Grausen abwandte. —

Auf dem Sagiyama, wo vereinzelt noch Deutsche wohnten, war inzwischen ein Haus zum Treffpunkt der Deutschen bestimmt und durch ein Plakat gekennzeichnet worden. Ein vorbeikommender Engländer fragte mich, was die Inschrift bedeute? Voller Bewunderung sagte er: "Da sehe einer die Deutschen, sie haben sich schon wieder eine Organisation geschaffen". Hier erfuhr man auch Näheres über unsre Verluste. Unserer "Wanderlust" — ein Wort, das die Engländer übernommen haben — die so viele Deutsche über den kritischen Erdbeben-Sonnabend hinaus zu längeren Touren ins Gebirge bewogen hatte, war es zuzuschreiben, daß wir weniger Tote zu beklagen hatten als die andern Fremden im Lande. Im ganzen hatten wir, soweit wir feststellen konnten, sechs unsrer Landsleute beim Erdbeben verloren, darunter den Konsulatssekretär Märkl, der als einziger im Generalkonsulat Anwesender unter dem völlig zusammengebrochenen großen Steingebäude begraben wurde. Jetzt wurden auch Einzelheiten über den traurigen Tod der beiden jungen Mitglieder der China Export-Import Co., von Massenbach und Loppau, bekannt. Zwei ihrer Mitarbeiter hatten sich, obwohl auch verschüttet, wie durch ein Wunder bei nachfolgenden Erdstößen aus den Trümmern herausarbeiten können, aber M. und L. lagen tief verschüttet unter hohem Mauerwerk. Sie riefen fortwährend laut um Hilfe. Alles griff zu um sie auszugraben und widerstand, so lange es irgend gehen wollte, dem näherkommenden Feuer, dessen immer dichter werdender Qualm sie zu ersticken drohte. Verzweifelt hatte man die Freunde ihrem schrecklichen Schicksal überlassen müssen....

Da die Polizei noch immer nicht fähig war für Sicherheit zu sorgen, sprachen wir jeden Schutzmann, den wir sahen, daraufhin an. Versprechen wurden noch und noch gegeben, aber vorläufig nicht gehalten. Die Polizei sollte selbst schwere Verluste erlitten haben, so daß in den nächsten Tagen Truppen zum Sicherheitsdienst angesetzt werden würden. —

Unausgesetzt quälte mich die Sorge um meine Frau. Ich schrieb ihr einen ausführlichen Brief über die Ereignisse der

Schreckenstage und beauftragte einen meiner Büroangestellten, der sich inzwischen gemeldet hatte, ihn auf irgendeine Weise und sei es zu Fuß nach Nikko oder Chuzenji zu bringen. Er begab sich am 6. September auf die große Wanderung. Am 8. 9. kam er in Nikko an, wo er vorsichtshalber im Kanaya Hotel nach meiner Frau fragte und sie dort auch fand, denn sie hatte sich von Chuzenji dorthin begeben. Als er nach weiteren zwei Tagen mit Briefen von ihr zurückkam, waren Angst und Schrecken überstanden und Glück und Freude in unsre Herzen eingezogen. Bis zum 7. nachts hatte meine Frau in Todesängsten geschwebt. Endlich wurde ihr von amerikanischen Botschaftsleuten eine Liste der umgekommenen Europäer überreicht, die sie zitternd überflog. Kein deutscher Name war verzeichnet. Aus allen Zweifeln riß sie aber erst der Anruf einer freundlichen Amerikanerin mit der gewissen Mitteilung, daß ich am Leben sei. Am nächsten Tag war dann mein alles erklärender langer Bericht gekommen.

Allmählich war der regelmäßige Postverkehr wiederhergestellt. Wir verständigten uns darüber, daß alle sehnsüchtigen Wünsche einer Wiedervereinigung so lange zurückgestellt werden mußten, bis ich für ausreichende Unterkunft im japanischen Haus und Sicherung unsers Eigentums gesorgt hätte. Noch war nicht mal das Dach regendicht. Ölpapier und Wellblechplatten schützten nur ungenügend gegen die häufigen Regengüsse. Bisweilen regnete es auf unsre Betten, und Müller und ich boten ein Bild von Spitzweg, wie wir mit aufgespannten Schirmen darin lagen, nachdem wir bei Kerzenlicht unterm Nußbaum unser Abendbrot verzehrt hatten. Nahrungssorgen brauchten wir uns nicht mehr zu machen. Von den Schiffen wurden durch das Internationale Rote Kreuze immer mehr Liebesgaben, auch Kleider und Decken abgegeben, und der immer sehr beinige Müller schleppte einen ganzen Rucksack voll heran. Geld hatte kein Mensch mehr, aber es gab auch nichts zu kaufen. Mein Koch bekam auf Kredit gelegentlich Eier oder ein Huhn.

Eines Abends, während wir unterm Nußbaum "speisten", erfolgte ein neuer starker Erdstoß, und mit einem Donnerschlag, der den überempfindlichen Müller erbleichen ließ, stürzte der Rest des Anbaus an unserm japanischen Haus krachend zusammen. Ich achtete kaum darauf, doch war das unheimliche Zittern und Knistern der Erde, in der Ruhelage besonders spürbar, eine neue Mahnung, sich ja nicht in Sicherheit zu wiegen.

Auch gegen die Plünderungen mußte man dauernd auf der Hut sein. Müller, der immer viel früher als ich schlafen ging und daher schon im Morgengrauen im Garten war, weckte mich eines Morgens mit dem Schreckensruf, Diebe machten sich an der Ruine zu schaffen. Mit zwei Revolvern im Kimono sprang ich hinaus. Eine Schar junger Leute war mit Handwagen vorgefahren. Als ich sie andonnerte, wurden sie kleinlaut: ich brauche ihnen das kalte Eisen nicht zu zeigen, sie hätten nur an dem zusammengebrochenen Haus vorbeifahren wollen! Das war gelogen, denn einer der umgestürzten Schornsteine versperrte den Weg. Nach kurzer Auseinandersetzung räumten sie schleunigst das Feld. Ähnliche Vorfälle wiederholten sich.

Ich hatte mir eine phantastische Kleidung zugelegt: wegen der an sonnigen Tagen immer noch großen Hitze war ich nur mit einem Badeanzug meiner Frau bekleidet. Dazu trug ich meine Offiziersmütze und einen japanischen Obi (Gürtel) um den Leib, in dem zwei schwergeladene Revolver steckten. So ging ich im Garten auf Patrouille! Eines Morgens entdeckte ich auf meinem Gang einen Kerl, der tief unter die Ruine bis in den Keller gedrungen zu sein schien. Ich hörte ein Klirren von zerbrochenem Geschirr und sah, wie sich eine Eisenstange nach oben bewegte. Ich rief den Mann an herauszukommen, und tatsächlich erschien kurz darauf ein finsterer Geselle in japanischer Sträflingskleidung mit einer Eisenstange in der Hand. Er mußte aus dem großen unterhalb meines Hauses gelegenen, beim Erdbeben zerstörten Zuchthaus entkommen sein. Er wurde frech und schien es als sein gutes Recht anzusehen, aus den beschädigten Häusern zu klauen was ihm in die Hände fiel. Als ich ihn scharf zurechtwies, holte er mit der Eisenstange zum Schlag gegen mich aus. Wie ein Blitz fuhr meine Hand zum Revolver. "Noch ein Schritt und du bist tot!" schrie ich ihn an. Der blaue Stahl erschreckte ihn dermaßen, daß er in die Knie brach, um Gnade bettelnd. Er habe ja nur ein Trinkgefäß, eine Tasse oder dgl. haben wollen. "Sollst du haben, warum hast du das nicht gleich gesagt?" Ich gab ihm irgendeinen Becher, und mit vielen Verbeugungen und Dankesworten verduftete er. — Heiterer war folgender Auftritt: wir hörten, noch im Morgenschlaf, plötzlich Klaviergeklimper. Da mußte jemand auf meinem bejammernswerten Flügel, der immer noch im Freien stand, herumtasten. Als Müller und ich hinausstürmten, stob eine Schar von Jünglingen in eiliger Flucht den sehr steilen Hügel zum Meer zu auseinander. Wir sahen ihnen lachend nach.



Mancher wird wie eine zusammengerollte Lawine hinuntergekugelt sein. Ein paarmal noch mußte ich Plünderer mit Pistolen-Schreckschüssen vertreiben, was mir meine eigenen Leute aber aus Angst vor Rache schwer verdachten. Meine alte Dienerin weinte und klagte, ich würde sie mit meiner Schießerei noch alle ins Jenseits befördern. Das Gegenteil trat ein: nach einigen aufregenden Tagen hatten wir Ruhe. Daß ich mich mit der Waffe in der Hand verteidigte, sprach sich auch bei den Landsleuten auf dem Sagiyama herum. Sie kamen, um mich als heldenmütigen Verteidiger von Negishi zu "feiern" und hielten sich den Bauch vor Lachen, als sie meine "Uniform" sahen. —

Gegen den 10. September rückte endlich das Militär von Tokyo an, um der Verwilderung, die beinahe in Anarchie ausartete, Einhalt zu gebieten. Von der 1. Division in Tokyo wurde ein Infanteriebataillon in meiner Nähe stationiert, das das Kommando in den benachbarten Wohngegenden übernahm. Der Erfolg trat schlagartig ein: das Abschlagen der Koreaner hörte auf, die Diebsbanden verdrückten sich, und beinahe erheiternd wirkte es, daß auf den Straßen eine Menge geraubter Sachen aus verlassenen Häusern und erbrochenen Zollspeichern herumlag: ganze Baumwollballen, weiße Wattebäusche, die überall herumflatterten etc. Ich stieß einmal sogar auf ein herrenloses Piano! Patrouillen hatten überall die meist offenen und leicht überschaubaren kleinen japanischen Häuser durchsucht, und aus Angst vor Entdeckung hatten die Diebe allerlei Gegenstände einfach auf die Straße geworfen. Der Stab des Bataillons wählte die Räume unterhalb der Rennplatztribüne als Standort. Ich besuchte den Major und bat ihn um Schutz für mein nahegelegenes Grundstück, der bereitwilligst zugesagt wurde. Er gab mir einen Posten mit, um Haus und Anwesen zu erkunden. Eine Wache sollte unterhalb meines Grundstücks im Hachiman-Tempel stationiert werden und regelmäßig die Ronde um meinen Besitz machen. Sie erschien nachts auch ein- oder zweimal, traute sich aber wegen meiner beiden großen Hunde nicht nahe heran, sondern rief mir nur von ferne etwas zu und kehrte schleunigst um. Tagsüber waren meine Hunde auf Streifzügen unterwegs, aber nachts bewährten sie sich als treue Wächter. Das hatte zur Folge, daß die Soldaten den Hügel zu mir nur bis zu halber Höhe hinaufkletterten und von dort riefen: "Doitsu jin, doitsu jin, daijobu desuka? (Deutscher, Deutscher, ist alles in Ordnung?" Wir schrien dann hinunter:

“Hai, hai, daijobu!” (Ja, ja, in Ordnung!), worauf sie befriedigt gute Nacht wünschten und sich trollten.

An einem der nächsten Tage kam Herr Luthmann, der Mieter meines japanischen Hauses, von seiner Urlaubsreise zurück, nicht gerade erbaut darüber, das Haus mit Möbeln und Kisten vollgepropft und die Schlafräume besetzt zu finden. Ich wies ihn auf unsre Zwangslage, durch höhere Gewalt entstanden, hin und erließ ihm die Miete, erklärte ihm aber, daß er ohne mich alle seine Sachen verloren haben würde, auch seine silberne Flöte, an der dieser Unmusikalische so hing und die ich ihm aushändigte. Er gab uns Proben seiner Flötenkunst. Wir mußten ihn aber bitten, sie lieber in gebührender Entfernung zu exerzieren. Er zog denn auch sehr bald zu Freunden nach Omori.

Allmählich setzte ein unregelmäßiger und kümmerlicher Zugverkehr zwischen Tokyo und Yokohama ein, und nach und nach erschienen auch zwei oder drei meiner Angestellten bei uns, einer von ihnen mit einem richtigen Samuraischwert ausgerüstet. Wir hörten von den vollgepfropften Zügen, wie die Menschen durch die Fenster ein- und ausstiegen und haufenweise auf den Wagendächern saßen. Die Fahrt sei lebensgefährlich und eine Tortur. Endlich erfuhren wir auch ausführlicher über die Auswirkungen des Erdbebens in Tokyo: die unmittelbaren Zerstörungen durch die Erschütterungen seien nicht schlimm gewesen, aber die überall ausbrechenden Brände hätten ganze Stadtteile, soweit sie in der Ebene lagen, vernichtet.

Ein klares Bild über die Katastrophe in Tokyo erhielt ich jedoch erst durch Paul Schmidt, der sich zur Aussprache mit mir, seinem alten Freund, auf das gefährvolle Abenteuer nach Yokohama begab. Sein Bürogebäude sei nicht erheblich beschädigt worden, er habe schon gegen 2 Uhr in sein auf einem Hügel gelegenes und ziemlich intakt gebliebenes Haus zurückkehren können, aber wenige Stunden später wäre fast ganz Tokyo in Flammen aufgegangen, auch sein großes Lager an wertvollsten optischen Instrumenten. Dahin die Früchte von 25 Jahren fleißiger Arbeit! Jammern und klagen war aber nicht seine Sache. Mit verdoppeltem Eifer würde er wieder an die Arbeit gehn!

Der Sachschaden in Tokyo und Yokohama war ungeheuer, nicht minder erschreckend der Verlust an Menschen. In Yokohama sollen beim Erdbeben 60.000 Menschen umgekommen sein, in Tokyo sprach man sogar von 100.000. Auf einem einzigen Platz

in Tokyo, von Kanälen umgeben und einer Insel gleich, auf den die Polizei die vor dem Feuer Fliehenden gewiesen hatte, sollen 30.000 Menschen ums Leben gekommen sein. Die Flüchtlinge hatten z.T. brennbare Habe mitgeschleppt, die durch überspringende Funken brennender Häuser von jenseits der Kanäle Feuer fingen, das schließlich die ganze Masse der eingepferchten Menschen erfaßte. In der ausbrechenden Panik wurden viele totgetrampelt oder sie erstickten. Der Platz war schichtweise mit teilweise verkohlten Menschenleibern bedeckt. — Große Teile der Regierungsgebäude und Stadtämter waren abgebrannt, darunter auch das Patentamt mit allen Akten, nur einige Ministerien und Gerichte im Zentrum der Stadt, von deutschen Architekten aus festen Ziegelsteinen gebaut und sorgfältig fundiert, hatten standgehalten. Auch die Deutsche Botschaft war im großen und ganzen unversehrt geblieben.

Die Wirtschaft des Landes würde Jahre brauchen, um sich von diesem schweren Schlag zu erholen. Auch die Währung, ohnehin nach den wirtschaftlichen Erfolgen der Kriegsjahre durch nachfolgende Depression gedrückt, sei um einige Punkte im Wechselkurs gegen den Dollar gefallen. Schmidt versprach sich aber doch eine rasche Erholung in Handel und Wandel, denn er glaubte, die leergebrannten Märkte würden nach neuer Warendeckung geradezu schreien.

Gemeinsam betrachteten wir meine Ruine. Ihr Anblick tat dem Freund weh. Schmidt hatte während meiner Kriegsgefangenschaft das Haus treu verwaltet, es vermietet und vor Schaden bewahrt, mir freundschaftlich auch finanziell geholfen, es nach der Liquidation von der Japanischen Regierung zurückzukaufen, und nun war es ein Trümmerhaufen!

Schmidt erkundigte sich auch nach Dr. Paravicini. Ich hatte gehört, er wäre  $\frac{1}{2}$  Stunde vor dem Beben noch mit seinem Kollegen Dr. Reidhaar, dem ältesten des Ärztekonsortiums, im gemeinschaftlichen Sprechzimmer im 5. Stock eines nur aus Mauersteinen gebauten recht modernen Hauses der amerikanischen "International Bank" zusammen gewesen. Das Bankhaus wäre zusammengebrochen, Reidhaar unter den Trümmern begrabend. Paravicini, der inzwischen zu seinem erst kürzlich erworbenen Haus auf dem Bluff zurückgekehrt war, wurde im Oberstock unter das herunterfallende Dach gedrückt, habe sich aber mit Hilfe seines japanischen Kochs herausgearbeitet, wobei er einen Fußknöchel brach. Er schiente sich das Bein selbst mit einem Stück Blech von einer Dachtraufe. Die Nacht mußte er

im Garten zwischen brennenden Häusern zubringen und wurde anderntags von Schweizer Freunden auf einem Segelboot zu dem wenige Seemeilen entfernten Küstenort Tomioka gebracht, wo sie Landhäuser besaßen. Dort wurde ihnen bei der Landung von der sonst zutraulichen Bevölkerung ein übler Empfang bereitet: die Bauern wollten ihnen mit Spießen, Sensen und Bambusspeeren zuleibe gehen. Sie vermuteten in ihnen feindliche Koreaner, erkannten jedoch plötzlich den Manager von Siber Hegner, einer führenden Schweizer Firma, und riefen: "Ah, Bossard san ja nai ka? Ah, Bossard san desu — irashai! (Ist das nicht der Bossard? Bitte landen Sie!)" Para sollte dort noch bei seinen Freunden und bald wiederhergestellt sein.

Beim Abschied meinte Schmidt, ich würde meinen Arbeitsplatz wohl nach Tokyo verlegen müssen. Er würde sich so bald wie möglich nach einem Büro für mich umsehen. —

Etwa zwei Wochen nach dem Erdbeben bekamen wir wieder elektrisches Licht, und die romantischen Abende bei Kerzenlicht unterm Nußbaum hatten ein Ende.

Neue Irrfahrten durch das zerstörte Yokohama wurden unternommen. Ich wollte meinen Geldschrank bergen, der wohl allmählich abgekühlt sein würde. Müller begleitete mich auf allen diesen Gängen. Das Herumsteigen in den Trümmerhaufen war noch genau so schwierig wie zu Anfang. Wir fanden den Safe und legten ihn mit Hilfe mitgebrachter Werkzeuge frei. Unter den dutzendweise herumliegenden Geldschränken war meiner der einzige gut verschlossene. Es war ein Wunder, daß ich ihn mit dem Schlüssel glatt öffnen konnte! Die Papiere darin waren nur an den Rändern angesengt. Ich ließ ihn nach Negishi transportieren. Die leidige Angewohnheit der Geschäftsleute, ihre Geldschränke während der Geschäftszeit offenstehen zu lassen, hat größten Schaden verursacht. Dokumente, Wertpapiere, kostbare Briefmarkensammlungen und nicht zuletzt Banknoten waren dadurch verlorengegangen. Die Banken hatten ihre Geschäftsbücher restlos verloren, die Kunden ihre Bankpapiere. Nun sollten die Konten wiederhergestellt werden, was zu Mißhelligkeiten und langanhaltenden Streitereien, sogar zu Prozessen, mit denen auch ich später zu tun hatte, führte. Doch wie glücklich war ich selbst dran: ich hatte alle Unterlagen, Scheck- und Einzahlungsbücher bei meinen Banken, nämlich der DAB und der Taiwan-(Formosan-)Bank, vollständig beisammen und konnte bis zum letzten Tag den genauen Kontostand nachweisen! In der Yokohama DAB waren alle Bücher verbrannt,

aber mit Hilfe ihrer Filiale in Kobe würde ich schnell klar-  
kommen, meinte Müller. Das Vorlegen meiner Papiere bei der  
Behelfsstelle der Taiwan-Bank rief gerechtes Erstaunen hervor.  
Ich war der erste Kunde, der seine Kontobücher anbrachte, und  
in kurzer Zeit war alles zu beiderseitiger Zufriedenheit neu  
eingetragen.

Dann kam das Haus dran. Die Räume mußten wohnlich  
hergerichtet, in erster Linie das Dach endlich regendicht ge-  
macht werden. Handwerker zu bekommen war schwierig,  
bestellte Dachpappe traf nicht ein, auch Blechplatten waren nicht  
ausreichend zu beschaffen. Ehe das nicht alles fertig war konnte  
ich meine Frau nicht kommen lassen. Durch Bekannte der  
Britischen und Amerikanischen Botschaft bekam ich häufiger  
Nachricht von ihr, die geduldig wartete, bis ich sie holen würde.  
Mitte September konnte ich die Sachlage übersehen, und ich  
beschloß, am 19. September die beschwerliche Reise nach Nikko  
anzutreten. Müller reiste kurz zuvor aus gleichem Anlaß nach  
Karuizawa. Wir mußten uns entschließen, mit dem Ehepaar  
Müller trotz größter Engigkeit einige Zeit zusammenzuhausen.  
Im deutschen "Hauptquartier" auf dem Sagiyama erfuhr ich  
Einzelheiten über die Reisemöglichkeiten. Ein regelmäßiger  
Bahnverkehr existierte nicht, man mußte auf gut Glück zum  
Bahnhof gehen und sehen irgendwie weiterzukommen.

Am denkwürdigen 19. September trat ich in der Morgen-  
dämmerung, von zwei meiner Leute als Gepäckträger begleitet,  
die 5 km lange Fußwanderung zum Yokohama Bahnhof an.  
Elektrische Bahnen gab es nicht. Nach langem Warten fuhr ein  
altmodischer Dampfzug vor, im Nu von der anstürmenden Men-  
schenmenge besetzt, aber einer meiner getreuen Japaner hatte  
mir tatsächlich einen Sitzplatz gesichert. Dann kehrten sie um.  
Das Gedränge war unheimlich. Immer saßen noch Leute auf  
den Trittbrettern und Wagendächern, wurden durchs Fenster  
hineingeschoben, saßen auf meinen Knien, und sehr langsam  
rollte der Zug an. Allerorten sah man zerstörte Häuser. Lebens-  
gefährlich war es wieder in Tokyo, wo es umzusteigen galt. Ich  
sah die völlig ausgebrannten Geschäftsviertel der Stadt, nur im  
Zentrum, dem sog. Marunouchi-Bezirk, waren die größten und  
modernsten Betongebäude und einige Reihen kleiner fest-  
gefügter Häuser aus Ziegelsteinen erhalten geblieben. Japaner  
folgerten daraus, daß "das Herz Tokyos noch schlug".

Daß Tokyo im Feuer zugrunde ging war um so unbegreif-  
licher, als nach Aussage von Augenzeugen nach den großen

Erdstößen Brände erst sehr vereinzelt ausbrachen, denen die Feuerwehr wohl hätte beikommen können. Der größte Teil der hauptstädtischen Feuerwehr sollte jedoch mit ca. 1000 Mann ausgerückt sein, um den ausgedehnten Bezirk des Kaiserpalasts zu schützen. In einem der Schlösser sollte es gebrannt haben. Dadurch seien die kostbaren Stunden verpaßt worden, die vielleicht genügt hätten, das große Brandunglück zu verhüten oder einzudämmen.

Das Erdbeben hatte mit Tokyo als Mittelpunkt in einem Radius von etwa 150 km von Südwesten nach Nordosten zerstörend gewirkt. Nach ca. 2-3stündiger Fahrt nach Norden sah man davon keine Spuren mehr. Es war schon Abend, als ich nach dreimaligem Umsteigen in Nikko anlangte, und dann — hatten wir uns wieder! Vergessen waren die Wochen der Trennung, des Bangens und Heimwehs. Mutter Gää war aus ihrem Schlummer erwacht, hatte die Erde geschüttelt, die Erdenkinder an sich gerissen, ihre Bauten wie Spielzeug zerbrochen, was Geist und Hand geschaffen als nutzlosen Tand zu Asche verbrannt und die *kleine* Welt unsrer Freude zerschlagen. Schaden, Verlust und Trauer: was wogen sie? Nun war die *große* Welt der Unvergänglichkeit in unsern Herzen aufgegangen, und befreit atmete die Brust im Morgenrot des neuen Tags. —